1,90 DM / Band 681
[illegible]

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Leichenschiff der Druiden



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Leichenschiff der Druiden

John Sinclair Nr. 681

von Jason Dark

erschienen am 23.07.1991

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Leichenschiff der Druiden

Erst krachten die Bäume, dann kam der Schnee lawinenartig, und ihm folgte die Bestie.

Jim Greenwood stand am Fenster über der Haustür und beobachtete das Unglaubliche.

Er war auf die Tannen stolz gewesen, er hatte sie den Hang hochwachsen sehen, doch nun verschwanden sie in den Schneemassen. Sie wurden mitgezerrt und kippten über die Felswand, um in die Tiefe zu stürzen. Irgendwo krachten sie dann auf. Das Getöse hallte wie Donner an der steilen Wand hoch. Als sich der hochgewirbelte Schneestaub gesenkt hatte, sah Greenwood eine Schneise, die zuvor dort nicht gewesen war. Dem Wald war eine tiefe Wunde geschlagen worden.

Es war aber noch etwas geschehen, von dem der gute Jim Greenwood nichts wusste.

Die Bestie war frei!

Die Schneemassen der Lawine hatten ihr den nötigen Schutz gegeben. Den brauchte die Bestie auch, um ihren Auftrag erfüllen zu können. Von all dem ahnte Greenwood natürlich nichts. Er wusste auch nicht, dass die Lawine oder das Schneebrett von der Bestie ausgelöst worden war. Für ihn waren die Folgen der kleinen Lawine wichtig, denn er gehörte zu einem Außenposten in den Bergen, die auch im Winter besetzt waren, um den Naturpark zu überwachen.

Etwas seltsam war ihm schon im Bauch zu Mute. Die Lawine hätte auch einen anderen Weg nehmen können, dann wäre von seinem Haus nicht mehr viel übrig geblieben.

Jim Greenwood ging vom Fenster weg und lief die Holztreppe hinab in die geräumige Diele, wo er zum Telefon griff und die Nummer der Zentrale anwählte.

Sein Chef meldete sich. »Hier Posten eins, Sir.«

»Was ist denn, Jim?«

»Sir, hier ist gerade eine Lawine runtergegangen.«

»Bei Ihnen?«

»Ja.«

Der Vorgesetzte schwieg zunächst. Die Gegend galt als lawinensicher. Hier war nie zuvor eine solch gewaltige Schneelast die Berge und Hänge hinabgerutscht, deshalb konnte sich der Mann in der Stadt auch keinen Reim auf die Worte des Außenpostens machen. »Sie haben nicht zufällig einen Einsamkeitskoller, Jim?«

»Bestimmt nicht, Sir.«

»Verdammt noch mal!«, polterte der Mann los. »Wie konnte so etwas nur passieren! Haben Sie eine Erklärung?«

»Nein, Sir, aber ich werde das Haus verlassen und danach suchen. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Aber seien Sie vorsichtig! Nicht, dass wir Sie noch im Schnee suchen müssen.«

»Keine Sorge, Sir.«

Jim Greenwood hörte ein hartes Räuspern, anschließend die Frage: »Sagen Sie mal, können Sie sich denn vorstellen, durch welches Ereignis die Lawine ausgelöst wurde?«

»Leider nicht. Ich werde nachschauen. Da muss sich etwas gelöst haben, weiter oben. Die Massen sind in die Schlucht gestürzt. Ich weiß nur nicht, ob der Schnee getaut ist oder andere Kräfte an diesem Vorgang die Schuld tragen.«

»Wie dem auch sei, Sie sagen mir Bescheid.«

»Das versteht sich, Sir.«

»Dann viel Glück.«

»Danke.«

Jim Greenwood war froh, dass sein Chef keine weiteren Fragen gestellt hatte, die er nicht beantworten konnte. Er wischte mit dem

Handrücken über die Stirn und schaute für einen Moment ins Leere.
Mit dem Jeep kam er nicht durch die Massen. Es gab nur eine Chance. Er musste sich zu Fuß auf den Weg machen.
Jim Greenwood war ein noch junger Mann. Fünfundzwanzig Lenze zählte er. Seine Heimat lag in Irland. Er war kräftig, sein Gesicht zeigte eine gesunde Farbe, die Augen schimmerten grün. Er war ein Typ, der anderen Menschen Vertrauen einflößte, und das war nicht geschauspielert. Jim Greenwood gab sich offen. Er hasste Heimtücke, Taktieren und auch Unehrlichkeit. Ein Typ wie die Natur.
Jim nahm sicherheitshalber noch Werkzeug mit, das er auf der Ladefläche verstaute, denn dazu hatte er die hintere Rückbank des Jeeps umfunktioniert.
Eine wunderbare Luft umfing ihn. Die schon grausame Kälte der letzten Tage hatte sich zurückgezogen. Der Wind wehte aus Südwest, das Eis schmolz, ein warmer Hauch wehte über das weite Land und brachte den Geruch von Frühling mit.
Am Himmel stand eine blasse Sonne. Sie war umlagert von dünnen, faserigen Wolkenstreifen, die so wirkten, als hätte sie jemand auf das seichte Blau gepinselt.
Greenwood setzte die dunkle Schneebrille auf. Die Reifen des Wagens griffen in den festgefahrenen Schnee vor dem Unterstand. Greenwood wollte bis an den Rand des Lawinenfeldes fahren und sich von dort zu Fuß auf den Weg machen.
Schon sehr bald erkannte er die Schäden. Die Bäume, die nicht über die Kante geschleudert worden waren, lagen im tiefen Schnee und sahen aus wie gewaltige Arme oder Beine eines Riesen, die jemand kurzerhand abgetrennt hatte.
Ein Stück Natur war verschwunden, einfach zerrissen worden, und Jim ballte die Hände. Er war wieder ausgestiegen. Die Lawine hatte doch breiter gefächert, als er sich das vorgestellt hatte.
Er stand neben seinem Wagen, hielt das Glas vor die Augen und schaute die Strecke hoch, die hinter den Schneemassen lag. Die Breite war enorm, Jim Greenwood verspürte im Nachhinein noch einen Schauer. Aber wie hatte sich das Schneebrett lösen können?
Diese Frage beschäftigte ihn. Selbst mit dem Feldstecher waren keine Einzelheiten zu erkennen. So einfach war es nicht. Da musste eine andere Kraft mitgeholfen haben.
Den Wagen ließ Jim Greenwood stehen und setzte seinen Weg zu Fuß fort. Der Schnee war wie ein Teppich, in den seine Beine einsanken. Der Wind schleuderte Eiskörner hoch und ließ sie wie weiße Stabringe tanzen. Die Luft war nicht kalt. Sie stand über dem Schneefeld wie eine wärmende Glocke.
Weich und pappig, an manchen Stellen so hoch, dass der Mann kaum weitergehen konnte. Er überlegte, ob er den Rückweg zum Wagen

antreten sollte, um seine Bretter unterzuschnallen. Es war wohl die einzige Möglichkeit, das Ziel zu erreichen.

Jim atmete regelmäßig. Er war Märsche gewohnt, seine Kondition war gut, und er genoss auch die Stille.

Das ging so lange gut, bis er plötzlich stehen blieb, als hätte man ihn vor die Brust geschlagen. Sein gut durchblutetes Gesicht verlor an Farbe, er schüttelte den Kopf, und der Satz: »Das kann doch nicht wahr sein!«, drang als Flüstern über seine Lippen.

Was sich schräg vor ihm im tiefen Schnee abzeichnete, waren Spuren. Tiefe Spuren, ungefähr so frisch wie der Schnee und dabei kaum verweht.

»Meine Güte…« Jim schüttelte den Kopf. Er lebte bereits ziemlich lange in der Einsamkeit, er hatte viel gesehen und kannte sich in der Natur des Landes aus. Fauna und Flora waren ihm nicht unbekannt. Er hatte Tiere gehegt und gepflegt, er konnte anhand frischer Spuren lesen, welches Tier seinen Weg genommen hatte, doch diese Spuren hier hatte er noch nie gesehen.

Die konnte es normalerweise nicht geben. Weder ein Mensch noch ein Tier hatte so große Füße oder Pfoten.

Unglaublich…

Bevor er sich die Spuren näher anschaute, blickte er sich um. Nicht nur der Windhauch wehte ihm entgegen, es spürte auch die andere Botschaft, und die warnte ihn.

Gefahr…

Jim sah nichts. Der Wald hob sich dunkel auf dem hellen Schnee ab. Er war ein gewaltiges Gebilde und noch einigermaßen in Ordnung, auch wenn die Lawine jetzt eine Lücke gerissen hatte.

Jim hatte nichts entdecken können und näherte sich dem ersten Abdruck.

Lang und sehr breit drückte er sich in den Schnee. Jim maß mit seinem Arm nach.

Er stöhnte auf, als er feststellte, dass er von der Hand bis zum Ellbogen hineinpasste. Sogar die Abdrücke von Zehen konnte er erkennen, und ihm kam in den Sinn, dass es ein Ungeheuer gewesen sein musste, das hier seinen Weg zurückgelegt hatte.

Nur gab es keine Ungeheuer mehr, die waren ausgestorben. Überhaupt hatte die Welt derartige Tiere oder Mutationen nicht aufzuweisen, obwohl sich die Legende vom Yeti, vom Schneemenschen, noch immer hielt und sogar ein bekannter Bergsteiger sich daran machen wollte, den Yeti zu finden.

Aber der Yeti lebte in Tibet und nicht auf den Britischen Inseln.

Jim Greenwood kam mit den Spuren nicht zurecht. Er stand bis zu den Schienbeinen im Schnee und verfolgte die Spur mit seinen Blicken.

Sie bewegten sich an seiner Hütte vorbei. Das Muster in der weißen Fläche konnte er noch weiter verfolgen, und es verschwand erst im Schatten des Waldes.

Jim schluckte und drückte seine Hände gegen die Stirn. Er überlegte hin und her. Der Entschluss stand schnell fest. Er musste der Zentrale Bescheid geben.

Schwerfällig drehte er sich um, stieg in den Jeep und rangierte ihn zurück. Mit dem Fahrzeug konnte er den Spuren nicht folgen, weil der Schnee einfach zu hoch lag. Der Jeep wäre darin versackt. Es gab nur die Möglichkeit, der Spur parallel zu folgen, und dies natürlich in einer gewissen Entfernung.

Durch den Wald führte ein Weg. So breit, dass auch die Fahrzeuge der Holzfäller ihn benutzen konnten. Jim kannte die Strecke im Schlaf. Sie war ihm so vertraut und zog sich über eine Länge von knapp sechs Meilen hin. An diesem späten Morgen jedoch kam sie ihm fremd vor. Er rechnete mit dem Schlimmsten und merkte zum ersten Mal, dass ihm die Einsamkeit auch Angst machen konnte.

Er traute keinem Baum mehr, keinem Strauch. Die wippenden Zweige kamen ihm plötzlich vor wie Arme mit Fingern, die sich nach ihm ausstrecken wollten.

In Kurven schlängelte sich der Weg durch den Wald. Oft genug veränderte er seine Breite und wurde manchmal so eng, dass der Jeep kaum normal durchkam.

Und dann bremste er.

Die Reifen waren gut, sie packten auch auf dem Schneeboden. Der Jeep rutschte nicht in die Büsche. Aber das war für ihn nicht von Bedeutung, denn er hatte einen anderen Grund für seinen plötzlichen Stopp gehabt.

Die Spuren kreuzten den Weg!

Er tat nichts, er stieg nicht aus, er schaute nur durch die Frontscheibe nach vorn, und in seinem Magen bildete sich ein Klumpen, der aus einem dicken Stück Blei zu bestehen schien. Sein Gesicht war dabei angespannt, auf seinem Rücken bildeten sich Eisperlen, die den Schauer in beide Richtungen trieben. Er schielte auf das Gewehr, das seinen Platz auf dem Nebensitz gefunden hatte.

Seine Kehle war trocken. Der Durst peinigte ihn, dann stellte er den Motor ab.

Die Stille fiel über ihn wie ein großes Tuch. Sekunden noch blieb er im Wagen sitzen, bevor er die Seitentür aufstemmte und das Fahrzeug verließ. Wieder versank er im Schnee. Diesmal nicht so tief wie in seinem Haus. Sehr vorsichtig schaute er sich um. An dieser Stelle standen die Bäume nicht zu dicht. Es gab genügend Lücken, durch die er schauen konnte, und er sah auch im Wald die Spuren.

Wer immer sich hier seinen Weg gebahnt hatte, er hatte sich durch

kein Hindernis aufhalten lassen und alles radikal und mit übermenschlicher Kraft zur Seite geräumt.

Äste und Zweige verteilten sich auf dem Boden. Wo Bäume beschädigt waren, hatte sich der Unhold seinen Weg gebahnt, und Jim dachte daran, dass er Glück gehabt hatte. Wäre er vielleicht zwei, drei Minuten früher an dieser Stelle gewesen, hätte es sogar zu einer Begegnung mit dem Furchtbaren kommen können, denn die Spuren im Schnee sahen sehr, sehr frisch aus.

Jim verfolgte sie nur ein kurzes Stück in den Wald hinein, dann gab er auf. Es hatte einfach keinen Sinn, ihnen nachzulaufen. Als Einzelperson konnte er sowieso nicht viel tun. Er musste eine Warnung an die Zentrale absetzen, das war die einzige Chance.

Jim kletterte in den Jeep und startete. Noch lagen einige Meilen vor ihm, und diese konnten zu einer Tortur werden. Er fuhr weiter. Schneller als gewöhnlich. Der Jeep schaukelte wie ein Schiff auf den Wellen, doch er behielt die Balance und kippte nicht.

Das Lachen war Jim vergangen. Verbissen hockte er hinter dem Lenkrad, den Blick starr nach vorn gerichtet. Er merkte auch den eiskalten Schauer, der ihn überrann und einfach nicht weichen wollte.

Seine Augen brannten, die Reifen wirbelten den Schnee hoch und ließen ihn als Pulverwolken davonfliegen.

Die Sonne hatte bereits Kraft. Sie stach in den Wagen hinein. Jim begann zu schwitzen, was allerdings nicht nur an der Wärme lag. Er wusste, dass sich der Wald bald lichten würde. Danach konnte er über die freie Fläche und auch schneller fahren, weil der Weg geradeaus weiterführte.

Der Schatten kam von rechts, und er fiel auf ihn zu. Jim bemerkte ihn erst, als er das Krachen hörte, bremste wieder und musste erkennen, dass der Schatten Gestalt angenommen hatte.

Es war ein Baum, den jemand umgehackt oder umgerissen hatte, und der fiel.

Jim hatte Glück. Er blieb auf seinem Sitz verkrampft hocken, während der Baum vor dem Wagen quer über den Weg krachte und ihn unpassierbar machte. Einige Äste schlugen noch auf die Haube, was einige Beulen verursachte, die Fahrtüchtigkeit aber nicht beeinträchtigte.

Schnee pulverte hoch, die Wolken verteilten sich, die Sicht wurde schlecht. Jim kam sich vor wie eine Marionette, die an den Fäden eines fremden Führers hing.

Er nahm sein Gewehr und stieg aus. Freiwillig tat er das nicht. Er musste sehen, ob er noch einen Weg finden konnte, um aus dieser Klemme herauszukommen.

Nach vorn ging nichts mehr, nach links auch nicht, aber rechts standen die Bäume an manchen Stellen so weit auseinander, dass die

Lücken für eine Durchfahrt groß genug waren.
Und wieder erschien ein Schatten!
Jim hatte das Pech, dass er in seinem Rücken auftauchte, so sah er ihn erst spät, als er sich umdrehte.
Dann aber wirbelte er herum. Sein Schrei aber erstickte auf halbem Weg in der Kehle.
Ihm gegenüber stand er. Oder war es eine Sie? Jim wusste es nicht. Für ihn jedenfalls war die Bestie ein richtiger Menschenaffe!

***

Klar denken konnte er nicht, obwohl irgendetwas durch sein Hirn strömte, das er als Gedanken ansah. Es musste ihm nur gelingen, die in eine korrekte Reihenfolge zu bringen, dann war alles okay.
Das wiederum schaffte er nur mit Schwierigkeiten. Er konnte dem Schrecken zunächst keinen Namen geben, bis ihm der Begriff einfiel.
Ein Yeti!
Dieses riesige, gewaltige Gebilde musste einfach ein Yeti sein. Eines dieser sagenumwobenen Monstern, von dem niemand so recht wusste, ob es sie tatsächlich gab.
Angeblich irrten sie in den Bergen des Himalaya umher, aber nicht an der schottisch englischen Grenze in den Grampian Mountains. Das war einfach verrückt.
Obwohl es dieses Tier ja offiziell nicht gab, glaubte er nicht daran, dass es sich um eine künstliche Figur handelte. Da hatte sich niemand verkleidet, um ihm seinen Schrecken einzujagen, und er ging jetzt davon aus, dass er den Verursacher der Lawine vor sich sah.
Die Bestie rührte sich nicht. Sie hatte ein gorillaähnliches Gesicht, das aber auch starke menschliche Züge aufwies, als wäre diese Bestie eine Mischung aus beidem.
Das Fell umgab den Körper eisgrau und sehr zottig. Überall klebte noch Schnee, und zwischen den mächtigen Pranken hielt das Wesen einen starken Ast fest, den es plötzlich zerbrach, als wäre dieser nur ein Streichholz.
Das dabei entstehende Knacken riss den Mann aus seiner Apathie. Es klang für ihn wie ein Startschuss, denn plötzlich wusste er, was er zu tun hatte. Er durfte nicht hier stehen bleiben, er musste weg oder es wenigstens versuchen.
Greenwood war klar, dass er sich in höchster Lebensgefahr befand. Den Gedanken daran allerdings drängte er zurück, weil er nicht wollte, dass er ihn bei seinen Aktionen behinderte.
Der Wagen stand nicht weit entfernt. Fünf, vielleicht sechs Schritte, aber in Greenwoods Lage war auch das eine verdammt lange Distanz.
Die Angst trieb ihn vor. Sie war wie ein Hammer, der ständig gegen seinen Rücken schlug. Seine Lippen bewegten sich, ohne dass er auch

nur ein Wort sprach.

Es war ihm kalt und heiß zugleich geworden, während die Bestie regungslos auf dem Fleck stand und eigentlich nur darauf wartete, dass er etwas unternahm.

Er duckte sich wie ein Sprinter, der auf den Startschuss wartete. Den aber gab er sich selbst, als er sich vordruckte, durch die helle Pracht auf seinen Wagen zustapfte. Die Bestie ließ er nicht aus den Augen, und sie tat nichts.

Sie beobachtete ihn nur. Die Augen zeigten eine gelbgrün schillernde Härte, als wären sie geschliffen worden. Von einem Maul konnte er nichts sehen, denn beide Kieferhälften hatte der Menschenaffe fest zusammengepresst.

Jim erreichte die Tür. Er wollte es kaum glauben, dass er aufziehen konnte, denn der Yeti tat nichts.

Er stieg ein. Sein Arm zitterte. Obwohl er es eilig hatte, zog er die Wagentür nur sehr vorsichtig zu.

Nur keine zu lauten Geräusche. Immer vorsichtig.

Seine Hand erreichte den Zündschlüssel. Er fühlte sich kalt zwischen den Fingern an.

Jim wusste auch, wie er fahren musste. Erst zurücksetzen, dann das Lenkrad nach rechts einschlagen, um durch eine Lücke am Wegesrand zu huschen. Der Weg würde ihn dann tief hinein in den Wald führen, wo er eventuell einen Bogen schlagen konnte.

All diese Gedanken rasten wie Fieberströme durch seinen Kopf. Er drehte den Schlüssel und schrak selbst zusammen, als der Motor mit einem kurzen Tuckern ansprang.

Aus dem Auspuff drangen die dunklen Qualmwolken und verteilten sich in der Luft.

Rückwärtsgang. Er legte ihn hastig ein, und der Wagen rollte knirschend durch den Schnee.

Geschafft!

Das Lenkrad nach rechts!

Auch das klappte.

Greenwood fieberte wie noch nie in seinem Leben. Wenn er dieser Klemme entkam, konnte er zum zweiten Mal Geburtstag feiern. Die Zweige schabten über das Dach des Wagens. Einige von ihnen schüttelten den Schnee ab.

Auch das Monstrum schüttelte sich.

Jim sah es aus den Augenwinkeln. Plötzlich war die Panik vor dem Unabwendbaren wieder da. Er glaubte nicht daran, dass sich das Wesen nur geschüttelt hatte.

Es wollte etwas anderes.

Jim fuhr schneller.

Es war der reine Wahnsinn, dies zu tun. Er konnte sich leicht

ausrechnen, dass die Lücken irgendwann nicht mehr groß genug waren und er den Jeep gegen einen Baum setzen würde.

Der Schatten war schneller. Er hatte es auch einfacher, konnte eine Abkürzung nehmen und fiel plötzlich auf die Kühlerhaube des Fahrzeugs. Aus dem Schatten kristallisierte sich die Bestie hervor, und die schlug einfach zu.

Es war verrückt, der reine Wahnsinn! Mit beiden Armen prügelten sie auf die Kühlerhaube, als wollte sie den Jeep mit diesen Schlägen tief in das Erdreich versenken.

Der kräftige Hieb schüttelte nicht nur den Wagen durch, sondern auch dessen Fahrer.

Jim konnte nicht mehr fahren. Die Hinterreifen standen frei und drehten durch. Zwangsläufig würgte er den Motor ab und musste mit ansehen, dass der größte Teil der Motorhaube bereits im Schnee verschwunden war.

Jetzt erinnerte ihn die Bestie wieder an einen Gorilla, als sie ihre fellbewachsenen Arme hob und mit beiden Fäusten auf das Blech der Haube trommelte.

Jim bekam die Echos wie dröhnende Paukenschläge mit und griff nach seinem Gewehr.

Es war die letzte Chance, den Irren zu stoppen. Er hasste es zu schießen und setzte die Waffe nur im Notfall ein. Das hier war zu einem Notfall geworden.

Er zielte durch die Frontscheibe. Sie würde der Kugel keinen Widerstand entgegensetzen können.

Die Bestie war nicht zu verfehlen.

Dazu kam es nicht.

Jim schrie, als er kippte. Wäre da nicht die Rückenlehne gewesen, er wäre durch den Fond gerollt, denn der Yeti hatte seinen Wagen vorn angehoben, als bestünde dieser nur aus Pappe.

Greenwood verlor das Gewehr, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben. Er und sein Fahrzeug waren zu einem Spielinstrument der unheimlichen Bestie geworden, die sich mit der ersten Attacke nicht zufrieden gab, den Jeep noch weiter anhob und ihn dann nach rechts kippte, als sollte sie ihn in den Schnee stampfen.

Jim bekam dies alles mit. Der Schrei drang dumpf aus seinem Mund. Es wurde dunkler in seinem unmittelbaren Gesichtsfeld, weil die Schneemasse die Scheiben verdeckte.

Er selbst kam sich vor wie ein Wurm, den jemand getreten hatte, und er wusste auch, dass er sich aus eigener Kraft wohl kaum aus diesem Sarg auf vier Rädern befreien konnte.

Der Yeti dachte nur daran, das zu zerstören, was ihm nicht passte. Zunächst hatte er das Fahrzeug in eine für ihn günstige seitliche Lage gebracht. Von nun an spielte er den Drummer. Mit seinen Pranken

hämmerte er zunächst gegen die Dachkante und erwischte auch die Türstreben. Er trat gegen die Tür. Die Treffer schüttelten nicht nur das Fahrzeug durch, auch Jim bekam die Folgen mit. Er flog von einer Seite auf die andere. Wo er sich überall stieß, wusste er selbst nicht. Er hoffte nur, dass er dieses Gefängnis noch lebend verlassen konnte.

Dann erreichte ihn ein typisches Geräusch. Eine Mischung aus dumpfem Platzen und Splittern.

Es gab für ihn nur eine Erklärung. Die verfluchte Bestie hatte die Seitenscheibe eingeschlagen. Das alles geschah in seinem Rücken, weil er auf der rechten Seite lag. Er zog die Beine an. Unter der Konsole konnte er sie abstützen, und so schaffte er es, seinem Körper den nötigen Drall zu geben.

Er drehte sich herum.

Sein Gesicht, bisher durch Anstrengung gezeichnet, verzerrte sich vor Schreck.

Hautnah sah er die Bestie vor sich. Sie schien plötzlich nur noch aus Maul zu bestehen, denn sie hatte ihren Kopf in das Rechteck des Fensters gedrückt und beide Kieferhälften weit aufgerissen.

Gelblicher Geifer hing wie Schleim zwischen dem mächtigen Gebiss, die Augen leuchteten nun gnadenlos.

Jim konnte nicht mehr ausweichen. Die Pranke war plötzlich da, denn die Bestie hatte auch das Rückfenster zerstört. Mit einer wahren Schaufelbewegung drang der Arm in den Wagen, wobei er gleichzeitig wuchs, um nach Greenwood greifen zu können.

Diesmal entwischte er nicht. Er sah die Krallen, die es mühelos schafften, seine Kleidung zu zerfetzen. Der nächste Treffer brannte wie Feuer auf der Hand. Jim trat nach der Bestie, erwischte sie natürlich nicht, dafür rissen die Krallen seine Wade auf.

Dass er plötzlich sein Gewehr in der Hand hielt, glich schon einem Zufall.

Er schoss, ohne zu zielen und ohne erkannt zu haben, ob er auch getroffen hatte.

Dreimal drückte er ab. Die Echos donnerten in seinen Ohren. Der Yeti oder was immer es auch sein mochte, brüllte und drosch noch einmal zu.

Diesmal riss er Jim die Waffe aus den Händen. Wie schon zuvor den Ast, so kostete es ihn auch hier keine Mühe, die Waffe mit einem Ruck zu zerbrechen.

Vorbei…

Er schleuderte die Hälfte weg, holte erneut aus und rammte diesmal seine beiden Pranken in den Wagen hinein. Sie wischten von zwei verschiedenen Seiten auf Greenwood zu.

Ausweichen konnte er nicht.

Er hatte das Gefühl, in einen Tunnel aus Blut zu versinken, als er vor

seinen Augen die rote Farbe sah, die allerdings durch eine Finsternis abgelöst wurde, wie er sie noch nie zuvor erlebt hatte. Die Finsternis riss alles mit sich, auch ihn…

***

Es war die Stille, die Dunkelheit und die Landschaft, die mich beeindruckten. Und noch mein Vater Horace F. Sinclair, der neben mir im Wagen saß und ebenfalls durch die Frontscheibe schaute, um in die schüsselartige Mulde hineinblicken zu können, in der die unheimlichen Vorgänge bald beginnen sollten.

Vorgänge, für die mein alter Herr keine Erklärung hatte finden können. In gewissen Nächten breitete sich ein Licht in dieser Mulde aus, das einfach nicht von dieser Welt stammen konnte, wie mein Vater meinte. Dann sorgte es dafür, dass der Boden durchlässig wurde und ein Beobachter in ihn hineinblicken konnte.

Gesehen hatte ich bisher nichts, ich musste mich da auf die Erzählungen meines Vaters verlassen, der mich darum gebeten hatte, mir diesen Fall einmal näher einzusehen.

Suko war zu Hause in London geblieben. Dort musste jemand sein, der sich um eventuell anfallende Probleme kümmerte, denn unser zuletzt erlebter Fall hatte wieder in eine gefährliche Richtung gewiesen und uns gezeigt, dass Will Mallmann alias Dracula II wieder aktiv wurde und nach starken Helfern Ausschau hielt.

Wir hatten ihm dazwischengefunkt, gingen jedoch davon aus, dass er nicht aufgeben würde.

Wir hockten schon eine Stunde im Rover, der am Rand der Mulde parkte, und mein Vater wurde immer nervöser. Er rutschte unruhig auf dem Sitz hin und her, strich dann und wann durch sein graues Haar und verdrehte die Augen.

»Was hast du, Dad?«

»Ich hoffe nur, dass dieses Phänomen auch heute Nacht erscheinen wird. Sonst bin ich ganz schön blamiert.«

»Dafür kannst du doch nichts.«

»Ja, aber du hast die weite Reise gemacht.«

Ich lachte ihn an. »Das ist nicht schlimm. So habe ich dich und Mutter mal wieder gesehen.«

»Es wäre mir trotzdem unangenehm.«

Ich schwieg, denn ich kannte meinen Vater. Außerdem wäre ich nicht anders gewesen.

Wir sprachen über das seltsame grüne Licht. »Das kann auf Aibon hindeuten«, meinte ich.

»Ach ja, dieses seltsame Land.«

»Sicher.«

»Druiden?«

»Auch das, Dad.«

»Ich will dir etwas sagen, John. Gesehen habe ich innerhalb der Erde nichts. Du kannst auch nichts hören, wenn du den Wagen verlässt, nur das Rauschen der Brandung gegen die Felsen.«

»Ist immerhin etwas.«

»Hör doch auf.«

Wir befanden uns nicht in der Nähe von Lauder, wo meine Eltern lebten, sondern waren an die Ostküste gefahren. Der nächste kleine Ort war Northfield, er lag zwei Meilen südlich von unserem Standort. Wir selbst hielten uns an einem Fleck auf, der den Namen St. Abb's Head trug und tatsächlich wie ein Kopf in das Meer hineinragte. Ein Stück schottischer Steilküste, noch unberührt, ein kleines Paradies für Vögel, das hoffentlich noch lange erhalten blieb.

Es war eine sehr einsame und wilde Gegend. Immer windig und vom Wetter geprägt. Dabei nicht zu kalt. Der große Schnee hatte sich in Wasser verwandelt, die zahlreichen Bäche gespeist und die kleinen Seen und Tümpel wieder aufgefüllt.

Mein Vater hatte den Flecken durch einen Zufall entdeckt. Mit zwei Freunden war er auf eine Wandertour gegangen, als ihm das unheimliche Licht aufgefallen war.

Ich war dann von London aus hergefahren und hockte nun gespannt neben ihm.

Wir hatten bald Mitternacht. Die erste Gähn-Arie lag bereits hinter mir. Mein alter Herr jedoch erschien mir fiter zu sein als ich selbst. Vielleicht lag es nur an der Aufregung.

»Wann ist das Licht denn genau erschienen?«

»John, das weiß ich nicht.« Seine Stimme klang unwillig. »Es gab da keine genaue Zeit. Und ich weiß auch nicht, weshalb es aus dem Boden leuchtet.«

»Eine Botschaft.«

»Darüber haben wir ja schon gesprochen.«

»Und ich habe meine Meinung nicht geändert, Dad.«

»Warum auch?«

Ich stieg aus, was meinem alten Herrn nicht gefiel. »Wo willst du hin?« fragte er leise und unwillig.

»Mir nur die Beine vertreten.«

»Okay.«

Ich ging einige Schritte in das Schweigen hinein. Ein dunkler Himmel stand über uns. Die Sterne funkelten, als wollten sie uns zulächeln.

Vor mir lag die Landschaft wie ein blauschwarzer Teppich. Ein starres Meer, das erst dort endete, wo die Felsen sehr steil in die Tiefe der eigentlichen See entgegenfielen, die ständig gegen die Wände schlug, als wollte sie das uralte Gestein zertrümmern.

Der Wind wühlte mir die Haare auf und drückte auch meinen Schal

zurück. Für mich war es eine Wohltat, diese herrliche Luft einatmen zu können. Lungen-Balsam, der nichts kostete.

Ich hatte mir natürlich auch meine Gedanken gemacht und ging davon aus, dass diese Mulde etwas mit einem alten Druidenzauber zu tun haben konnte, der seine Fühler möglicherweise auch nach Aibon ausstreckte, in das geheimnisvolle Land zwischen den Welten, von einigen Menschen als Fegefeuer angesehen, von anderen, den Druidengläubigen, als Paradies bezeichnet. Es gab Spuren von Aibon! Ich hatte oft genug damit zu tun gehabt und kannte dieses Land auch, das in zwei Teile zerrissen war. Aber ich gehörte nicht dazu. Man akzeptierte mich, trotzdem blieb ich für Aibon immer ein Fremder.

Die Schüssel lag vor mir.

Der Schnee war bereits aus ihr verschwunden. Nur an den flachen Hängen klebten noch einige schmutzige graue Flecken. Ansonsten war sie bewachsen mit Gras, kleinen Buschinseln, die nie höher wuchsen als ein Kinderbein und sich mit ihren Wurzeln in den Boden festgekrallt hatten.

Mein Vater hielt es auch nicht mehr länger aus. Ich hörte, wie die Tür zuschnappte. Seine Schritte wurden lauter, schließlich blieb er neben mir stehen und atmete tief auf.

»Geht es dir gut, Dad?«, fragte ich.

»Ja, mein Sohn, ja. Es geht mir gut, und ich bin froh, dass ich wieder einmal neben dir stehen kann.«

»Danke.«

»Wie fühlst du dich denn?«

»Es geht. Die sehr schlimmen Dinge haben wir ja überstanden.«

»Du meinst die Sachen mit Glenda Perkins und dieser Nadine.«

»Ja, Nadine Berger.«

»Was macht sie?«

»Sie hat sich zurückgezogen und wird versuchen, wieder im Filmgeschäft Fuß zu fassen.«

»Ob das klappt?«

»Das weiß ich nicht. Ich würde es ihr gönnen. Außerdem ist sie sehr begabt, und sie könnte ihr schreckliches Schicksal eigentlich nur durch Arbeit vergessen.«

»Da hast du Recht.« Mein Vater legte mir eine Hand auf die Schulter. »Weißt du, John, dass ich dich manchmal beneide?«

Ich musste einfach lachen. »Wie kommt das denn, Dad?«

»Um deinen Job. Du hast Einblicke in Dinge gewonnen, die den meisten Menschen verwehrt bleiben.«

Ich wiegte den Kopf. »Das stimmt schon. Nur wünschte ich mir manchmal, ich hätte es nicht gesehen. Obwohl ich ständig mit dem Grauen und dem Schrecken konfrontiert werde, bin ich einfach noch nicht abgestumpft, wenn du verstehst. Es geht mir immer noch so

verdammt nahe, wenn ich Gewalt sehe, sie selbst erlebe und auch Unrecht mitbekomme. Ich kann eben nicht anders.«

»Zu dieser Eigenschaft solltest du dir gratulieren, Sohn.«

»Kann sein.«

»Doch, doch. In einer Zeit wie der heutigen, wo Krieg im Nahen Osten entbrannt ist, tut es gut, wenn man diese Worte hört. Ich denke ja auch so. Als Rechtsanwalt habe ich in den langen Jahren ebenfalls viel Elend mitbekommen, und es gelang mir auch nicht, dies abzuschütteln. Oft genug saß ich am Abend deiner Mutter gegenüber und war kaum fähig, ein privates Wort zu wechseln. Darunter hat sie sehr gelitten, mein Junge. Sehr sogar.«

»Das glaube ich.«

Unser Gespräch hatte mich den eigentlichen Grund, weshalb ich hier stand, vergessen lassen. Es tat gut, auch als erwachsener Mensch mit dem eigenen Vater ein Wort reden zu können. Viel zu selten fand ich die Gelegenheit, und ich musste auch davon ausgehen, dass meine Eltern nicht ewig lebten.

»Mitternacht!«, murmelte mein alter Herr. »Wir sollten noch eine halbe Stunde warten. Wenn sich dann nichts getan hat, können wir zurück nach Northfield fahren.«

»Wie du meinst.«

»Weißt du, John, dass ich…«

»Psst!«

Mein Geräusch erschreckte ihn. Im Gegensatz zu meinem Vater hatte ich mich auf den Grund der Mulde konzentriert und meinen Blick nicht über sie hinwegfliegen lassen. Vor uns tat sich tatsächlich etwas, da begann sich der Untergrund zu verändern, was allerdings nicht an der Oberfläche geschah, sondern in der Tiefe, denn dort entstanden die ersten ungewöhnlichen Wellen.

Wellen und Wolken in den verschiedensten Formen. Manche sehr dick, andere wiederum schlanker, als wollten sie die dickeren mit weiten Bewegungen umfangen.

»Mein Gott, es fängt an!«, flüsterte mein Vater. »Himmel, John, ich kann es kaum glauben.«

Sie brachten das Licht. In der Tiefe noch sehr unklar und neblig, je höher sie allerdings trieben, umso stärker trat das Licht hervor. Es wurde so klar, dass es die gesamte Tiefe ausleuchtete und etwas von seiner Intensität verlor.

Es hatte mehr einen grünlichen Schimmer aus hellem Frühlingslaub, wirkte so frisch wie die neue Jahreszeit.

Der gesamte Vorgang hatte nicht länger als eine Minute gedauert, dann war die Mulde von einem Rand bis zum anderen mit dieser ungewöhnlichen Farbe gefüllt.

Und sie blieb es auch. Es entstand kein Zittern. Das Licht erinnerte

mich an Glas.
Ich holte tief Luft. Ein Phänomen, und mein Vater hatte sich nicht geirrt.
»John!«, flüsterte er. »So habe ich es mehr als einmal gesehen. Und ich weiß nicht, was es bedeuten soll.«
»Ich stehe auch vor einem Rätsel.«
»Wie willst du es lösen?«
»Indem ich die Mulde betrete.«
»Das habe ich mir fast gedacht!«, flüsterte mein alter Herr. »Ja, ich habe damit gerechnet. Ich traute mich nicht, aber du wirst es tun, das weiß ich.«
»Keine Sorge, Dad, es wird schon klappen. Falls es sich hier tatsächlich um einen Gruß aus Aibon handelt, habe ich nichts zu befürchten. Wir stehen uns neutral gegenüber, zumindest teilweise.«
Mein Vater schaute zu, wie ich das Kreuz von meinem Hals nahm. Er warf einen kurzen Blick darauf. »Ist schon okay, John, damit schaffst du es bestimmt.«
Ich ging die ersten Schritte. Schon bald hatte ich den Rand überwunden und merkte, dass sich das Gelände leicht senkte. Mir kam es vor, als würde ich in ein dünnes Wasser hineingehen, das meine Beine umspielte. Es war auch ein Meer, aber ein Meer aus Licht, und ich spürte den festen Boden unter meinen Füßen.
Da war nichts von einem Absinken in gewisse Tiefen zu spüren, ich konnte normal gehen, und das Licht reichte bis in eine Höhe, die an meinen Schienbeinen endete.
Etwa in der Muldenmitte blieb ich stehen, denn ich hatte gemerkt, dass mich etwas Fremdes umgab.
Ein Stück ungewöhnlicher, geisterhafter Natur, das sogar lebte und gewisse Botschaften in Form von Wellen absandte.
Ich schaute auf mein Kreuz. Ob das Silber eine grüne Farbe angenommen hatte, konnte ich nicht sagen. Möglicherweise lag es an dem Schein selbst, der auch das Kreuz erfasste.
Das Licht gab Wellen ab, die in erkennbare Gedanken transformiert wurden.
Ich hörte Stimmen…
»Du bist nicht der, den wir erwarten. Du nicht! Wo sind sie? Sie sollen kommen. Erst wenn sie hier sind, kann es anders werden. Ich sehe das Schiff, aber es ist nicht hier. Ich sehe alles, wir sehen alles, wir sehen die Bestie, wir sehen den Gott. Er kommt über das Meer, er hat den Tunnel der Zeiten verlassen. Nicht mehr lange, dann wird er hier erscheinen. Wir sind bereit…«
Stille, Schluss, vorbei…
Ich stand so andächtig da wie ein Mensch in der Kirche und dachte nach.

Bekannte und doch fremde Begriffe hatten mich durcheinander gebracht. Da lag einiges im Argen.

Ich kam nicht mehr zurecht. Ich wusste nicht, was es bedeutete, dass ein Schiff kommen würde, eine Bestie und ein Gott. Aber ich stellte auch keine Fragen mehr, denn das Licht oder die Tiefe selbst gaben mir die Antwort.

Es zeichneten sich geheimnisvolle Bilder darin ab. Gegenstände, von denen ich bisher nur gehört, sie aber nicht zu Gesicht bekommen hatte. Eine Bestie, die aussah wie ein Menschenaffe, ein altes Schiff mit geblähten Segeln, das von den Armen eines Kraken umfangen wurde und eine auf einem Sarg liegende Figur, die mich an einen ägyptischen Totengott erinnerte.

Für einen Moment nur sah ich dieses Bild. Es war wie eine Projektion aus einer anderen Welt, dann sank es wieder zusammen, und ich stand allein inmitten des grünen Lichts.

Es war klar, dass diese Bilder einen Sinn gehabt hatten. So etwas zeigte man nicht grundlos, aber wer, zum Teufel, war damit gemeint? Und wie passten sie nach Aibon?

Ich atmete tief durch, drehte mich um und schaute in eine andere Richtung über den Schein hinweg.

Nichts war zu sehen. Die Mulde lag vor mir, als wollte sie der grüne Schein von einem Rand zum anderen hin ausmessen. Selbst den Wind spürte ich nicht mehr. Alles lag eingebettet in ein tiefes, unheimliches Schweigen.

Ich schaute auf mein Kreuz. Noch immer lag es auf dem Handteller. Seine Form hatte es nicht verändert, nur das Licht fiel als Schatten über den Umriss hinweg, mehr war auch nicht geschehen.

Ich wischte über meine Stirn und ließ die Fingerkuppen am linken Ohr entlang nach unten wandern.

Eine meiner typischen Bewegungen, wie mir Freunde mal gesagt hatten. Sie zeugte auch von einer großen Nachdenklichkeit, die mich erfasst hatte.

Hier waren Dinge geschehen, die überhaupt nicht in ein Schema passten. Für mich hatte es eine Kraft irgendwie verstanden, die Grenzen der Welt zu durchbrechen. Ein Vorgang kündete sich an, der noch nicht eingetreten war, von dem ich allerdings befürchtete, dass er diese Welt hier verändern konnte.

Es war gut, dass mich mein Vater verständigt hatte. Und ich glaubte auch nicht an einen Zufall, dass nur ich diese Bilder zu Gesicht bekommen hatte. Es war durchaus möglich, dass mir allein mein Kreuz dieses Sehen und Erkennen ermöglicht hatte.

Dann verschwand das Licht.

Dies war mit einem ebenso unerklärlichen Vorgang verbunden wie das Erscheinen. Ich stand ja da und konnte genau zuschauen, deshalb

sah ich auch, wie der grüne Schein im Boden versickerte, als wäre er von ihm aufgesaugt worden.

Die Dunkelheit kehrte zurück und füllte bald die Mulde wieder aus. Nichts erinnerte mehr an diesen rätselhaften Vorgang, der mich aus der Fassung gebracht hatte.

Was rollte da auf uns zu?

Ich hatte ein altes Schiff gesehen, ein Seeungeheuer, auch einen Totengott und eine Bestie, die mich entfernt an einen zottigen Yeti erinnert hatte.

Zu begreifen war das nicht, und logisch erschien es mir auch nicht. Mir blieb also nichts anderes übrig, als abzuwarten, denn selbst konnte ich die Initiative nicht ergreifen, weil ich keinen Punkt sah, wo ich ansetzen konnte.

Ob mein Vater mir helfen konnte?

Ich glaube nicht daran. Wenn, dann eventuell die Einheimischen, die ja mit dieser Küstengegend verwachsen waren. Wer hier lebte, der musste auch über die Geschichte und die Mystik seines Gebietes Bescheid wissen.

Ich drehte mich um, weil ich wieder zu meinem Vater zurückgehen wollte. Diese Nacht würde sicherlich noch länger werden als erwartet. Eigentlich hätte mein Vater am Rand der Mulde stehen und mich dort erwarten müssen, aber er war nicht mehr da.

Unruhe erfasste mich prompt. Er war nicht mehr der Jüngste, ich lief jetzt schneller und rief auch einige Male seinen Namen. Aber er reagierte nicht.

Die letzten Yards rannte ich den flachen Hang hoch, rief noch einmal, erreichte das normale Gelände und hörte einen Ruf und einen Schrei.

»Dad!« schrie ich zurück und stürmte vor - und rutschte nach einem Schritt zurück, denn wie aus dem Boden geschnellt, tauchte vor mir eine Gestalt auf, die eine giftgrüne Maske vor dem Gesicht trug und sofort zuschlug…

***

Zum Glück mit der Faust, nicht mit einem Schlagring. Ausweichen konnte ich nicht mehr. Die harte Faust wühlte sich in meinen Leib dicht oberhalb der Gürtelschnalle. Ich war auf den Treffer nicht gefasst gewesen und hatte deshalb die Bauchmuskulatur nicht anspannen können. Der Druck trieb mir den Magen gegen die Kehle, mir wurde speiübel, und ich fiel dabei nach vorn.

Mit dem Gesicht rutschte ich dann über das kalte, feuchte Gras, der Magen rebellierte noch immer, aber ich war nicht bewusstlos oder so fertig, dass ich mich nicht hätte wehren können.

Der Schläger setzte auch nicht nach. Ich hörte ihn unter der Maske

atmen, schielte nach rechts und sah nur noch, dass er in dunkles Leder gekleidet war.

Jetzt griff er unter seine Jacke und zog einen Gegenstand aus Metall hervor. Er schüttelte ihn leicht durch, sodass er auseinander fallen konnte.

Es war ein Kreis mit mehreren Messern daran, die wie die Stacheln eines Igels vorstanden.

Plötzlich befand ich mich in Lebensgefahr. Wenn der Kerl die Waffe auf mich schleuderte, war ich verloren.

Er stand nahe genug, und ich griff zu. Meine Hand umklammerte seinen linken Fußknöchel. Ich riss ihn von den Beinen. Als er aufschlug, hörte ich einen dumpfen Laut.

Vor ihm war ich auf den Füßen, keuchte und trat mit dem rechten Fuß zu. Ich hatte vor, sein Gesicht mit der Maske zu erwischen, aber er drehte sich zur Seite. Mein Tritt ging ins Leere, und gleichzeitig rollte sich der Maskenträger aus der unmittelbaren Gefahrenzone, während ich ins Stolpern geraten war, mich aber fangen konnte. Der Mann rannte bereits weg. Er war verdammt schnell. Ich hätte ihn trotzdem verfolgt, wäre da nicht mein Vater gewesen, um den ich mir Sorgen machte.

»Dich werde ich noch kriegen, du Lumpenhund!«, keuchte ich hinter der Gestalt her.

Der Kerl hatte es verdammt eilig, aus meiner Nähe zu verschwinden. Er lief auch nicht gerade, sondern schlug Haken wie ein Hase.

Ich musste zum Rover, denn dort hatte ich für einen Moment die Gestalt meines Vaters gesehen.

Nur nicht so, wie ich es mir vorstellte. Er war dabei zusammenzubrechen und hatte sich, wenn mich nicht alles täuschte, soeben noch an der Kühlerhaube festhalten können.

Bevor ich ihn erreichte, hörte ich ihn keuchen und stöhnen. Dazwischen vernahm ich das Geräusch eines Motors. Der Laut dröhnte über das flache Land.

Ein Wagen war es nicht, der davonfuhr. Ich rechnete eher mit einem Motorrad.

Wenigstens eine Spur…

Ich fasste meinen alten Herrn unter, der mir seinen Rücken zudrehte. Er wollte mit mir reden, was ich ihm verbot. Wie ein kleines Kind führte ich ihn herum und drückte ihn auf den Beifahrersitz nieder. Dort blieb er sitzen, den Kopf zurückgelehnt und gegen die Nackenstützen gepresst.

Er atmete mit offenem Mund. An der Stirn blutete er, die Hände hielt er gegen seinen Magen gepresst. Dort musste er ebenfalls erwischt worden sein.

Ich tupfte das Blut von seinem Gesicht weg, hörte, wie er würgte und

die ersten Worte ausstieß:

»John - ich - ich bin wirklich nicht mehr der Jüngste.«

»Mach dir keine Sorgen, Dad. Wir haben es überstanden. Trotzdem, wie geht es dir?«

Die Frage war dumm, aber ich musste sie stellen, wenn ich mehr in Erfahrung bringen wollte.

Auch mir machten die Nachwirkungen des Magentreffers noch zu schaffen, aber ich war härter im Nehmen.

»Er war plötzlich da, Junge. Ich habe ihn nicht gehört. Er hatte sich angeschlichen, würgte mich und zerrte mich dann zurück zu deinem Wagen. Ich bekam nicht einmal Luft. Sein Arm umschloss meinen Hals. Als er mich losließ, rechnete ich mit dem Schlimmsten, doch er schlug nicht zu. Er wartete. Erst als ich dich rief, wurde es hart.«

»Wie sah er aus, Dad?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Lederkleidung, eine Maske vor dem Gesicht. Glatt und grün…«

»Wie der andere.«

Mein Vater lächelte krampfhaft. Dann würgte er und beugte sich nach vorn. »Weißt du, Junge«, flüsterte er wenig später, »ich habe das Gefühl, dass wir beide bereits mit einem Fuß in ein Hornissennest getreten sind. Oder nicht?«

»Das schätze ich auch.«

»Und wie geht es weiter?«

»Ich habe etwas gesehen, Dad.«

»Wo denn?«

»Du wirst lachen, aber innerhalb des Lichts. Und es kam mir vor, als wäre es aus einer anderen Welt her in die Höhe gestiegen. Es ist unbegreiflich gewesen, frag mich nicht nach einer Erklärung, ich werde dir nur sagen, welche Gegenstände ich sah.«

Als ich sie ihm aufzählte, schüttelte er den Kopf. Er wiederholte sie noch einmal und konnte weder mit dem Schiff, der Seeschlange, noch dem komischen Yeti oder dem Totengott etwas anfangen.

Damit hatte er nie zuvor etwas zu tun gehabt.

»Darf ich abschließend feststellen, dass mein Sohn so gut wie ratlos ist?«

»Das darfst du, Dad.«

»Wie ich dich kenne, wirst du trotzdem etwas unternehmen - oder nicht?«

Ich nickte heftig. »Und ob ich etwas unternehmen werde. Zunächst werde ich in London jemanden anrufen, damit er so rasch wie möglich herkommt. Wir haben zwar nicht viel erlebt, aber das wenige kann bereits Grenzen sprengen, nehme ich an.«

»Richtig. Und du meinst Suko?«

»Genau.«

»Was wird weiter sein?«
»Ich werde dich zu einem Arzt bringen und…«
Mein alter Herr ließ mich nicht ausreden. Da hatte ich ihm etwas Schlimmes gesagt und einen gewaltigen Frevel begangen. Er und zu einem Arzt, wo er doch nichts hatte!
Sein Protest erstickte schließlich meine Worte. Wir fuhren wieder zurück nach Northfield.
Es war ein typischer schottischer Küstenort. Ein wenig düster, ein wenig verträumt und ein wenig verschlafen. Zu trommeln brauchte man nicht mehr, es gab Telefone und Geschäfte. Zwei Tankstellen waren ebenfalls vorhanden sowie ein kleines Hotel, in dem wir uns einquartiert hatten.
Die Wanderkollegen meines Vaters hatten den Ort verlassen. Er selbst wollte noch bleiben.
Natürlich brannte hinter den Scheiben der Gaststube kein Licht mehr. Wir hatten einen Zweitschlüssel bei uns, öffneten die Haustür, machten nur wenig Licht und schlichen wie zwei Diebe hinein.
»Ich gehe schon hoch«, sagte mein Vater, während ich den Weg zum Telefon einschlug, das auf einer alten Truhe neben dem Rezeptionstresen stand. Suko würde zwar schon im Bett liegen, darauf allerdings konnte ich keine Rücksicht nehmen.
Er meldete sich sogar ziemlich schnell und musste meine erste Frage hören. »Na, vor der Glotze gesessen?«
»So ist es.«
»Dann schalte sie aus und komm her.«
»Bist du noch da oben?«
»Ja.«
»Toll. Leider habe ich meine Siebenmeilenstiefel verloren.«
»Dafür hast du einen BMW!«
»Mach keinen Ärger, John. Muss ich mich tatsächlich jetzt in den Flitzer schmeißen?«
»Nein, erst morgen.«
Er atmete auf. Dann wollte er wissen, um was es ging.
»Das weiß ich selbst nicht genau, Suko. Ich rechne damit, dass Druidenzauber und Aibon eine gewichtige Rolle spielen.«
»Okay, ich lege mich aufs Ohr, schlafe sechs Stunden, dann geht es ab nach Norden. Muss ich Schneeketten mitnehmen?«
»Hier nicht.«
»Bis später.«
Eine Adresse hatte ich Suko nicht durchgeben müssen. Er wusste ja, wo ich mich aufhielt.
In meinem Zimmer brannte Licht. Der schmale Streifen fiel unter der Tür hindurch und zeichnete einen Strich auf meine Schuhe. »Komm rein, Junge, ich bin es nur.«

Mein Vater wartete auf mich in Gesellschaft einer guten Flasche Whisky nebst zwei Gläsern.

»Deine Mutter würde zwar den Kopf schütteln, aber ich sage immer, dass ein Schlummertrunk nicht schaden kann.«

Ich deutete auf seinen Magen. »Und was ist damit?«

Er winkte ab. »Nicht so schlimm, John. Außerdem ist es nicht von innen.«

Alles war an diesem Gästehaus klein, aber dafür gemütlich. Man konnte hier Bed & Breakfest bekommen und das zu einem sehr akzeptablen Preis.

»Sollen wir auf unsere Lebensrettung trinken, Junge?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, sie haben nicht vorgehabt, uns zu töten, Vater.«

»Nur einschüchtern?«

»Bestimmt. Weißt du, wir haben ein Geheimnis entdeckt, das ihnen nicht passte.«

Mein Vater trank und stellte das leere Glas wuchtig ab. »Seltsam ist nur, dass ich sie nicht vorher gesehen habe. Ich bin ja schon einige Male an der Mulde gewesen, aber die beiden Kerle sind mir nie aufgefallen. Es ist wie verrückt.«

Ich genoss den guten Whisky in kleinen Schlucken. »Wir werden uns mal im Ort umhören. Vielleicht sind die beiden Kerle hier bekannt oder stammen sogar aus Northfield.«

»Hypothesen, mehr nicht.«

»Was sonst?«

»Gut, John, ich gehe schlafen. Willst du noch einen Drink?«

»Nein, einer reicht.«

»Okay, dann bis morgen.« Mein Vater ging. Er bewohnte das Zimmer direkt neben mir.

Ich zog mich aus und lag noch eine Weile wach. Als ich dann schlief, träumte ich von Seeschlangen, Yetis und einem alten Segelschiff, an dessen Mast man mich gebunden hatte.

***

Ich hatte ihn nur kurz in den Mund genommen und schluckte ihn sofort runter, ohne großartig zu kauen, denn dieser Schafskäse schmeckte so streng, dass ich davon keinen zweiten Bissen nehmen wollte. Rasch trank ich einen Schluck Tee, um den intensiven Geschmack zu neutralisieren.

Ich saß allein am Tisch und wartete auf meinen alten Herrn. Er hatte sein Frühstück unterbrochen, weil er meine Mutter anrufen wollte. Der Tag sah gut aus. Zwar hingen Wolken am Himmel, aber nicht so grau und tief, dass sie an Regen erinnerten. Sie wurden als klumpige, weiße Bälle in großer Höhe davongetrieben.

Mein alter Herr kehrte zurück. Das Zimmer war klein und hatte nur drei Tische. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und schaute in mein grinsendes Gesicht. Ich deutete auf das Pflaster an seiner Stirn. »Hast du Mutter davon erzählt?«

Seine Augen blitzten. »Bin ich denn verrückt? Nein, mein Junge, dann wäre ja wieder was los gewesen. Sie ist sowieso schon sauer auf mich, dass ich bei dir bleibe.«

Ich tat unschuldig. »Was hat sie denn dagegen?«

»Du kennst ihre Ansicht über das Leben, das ihr viel zu gefährlich vorkommt. Sie hat ja immer Angst um dich. Jetzt auch um mich, wo wir zusammen sind.«

»Das wird sich nie ändern.« Ich deutete auf das Brot. »Isst du noch etwas?«

»Nein, danke, John.«

»Auch keinen Schafskäse?«

»Um Himmels willen! Hast du den schon mal probiert?«

»Leider.«

»Sorry, John, ich hätte dich zuvor warnen sollen. Er ist aber hier beliebt.«

»Meinetwegen.«

»Dann habe ich noch mit dem Wirt gesprochen«, fuhr mein Vater fort und zog ein trauriges Gesicht.

»Er konnte mir leider nicht sagen, ob es hier im Ort zwei Motorräder gibt, die bestimmten Personen gehören. Offiziell nicht.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

»Wieso?«

»Bei dem Pech, was wir haben.«

»Ach, das Blatt wird sich noch wenden. Keine Sorge.«

Ich gab keine Antwort und kümmerte mich um das letzte Rührei.

Es war still in diesem kleinen Raum, der von einem alten Ofen bestens geheizt wurde. Mein Vater hatte die Tür nicht ganz geschlossen. Ohne es zu wollen, konnten wir ein Gespräch zwischen zwei Männern hören, wobei einer von ihnen der Besitzer des Hotels war.

Zuerst flossen die Worte an uns vorbei. Dann wurden wir fast gleichzeitig misstrauisch, denn eine Frage hatte uns stocksteif werden lassen.

»Eine Bestie, ein Gorilla, sagt er?«

»Ja, Jim ist von einem Yeti angegriffen worden. Der Mann hat nur durch ein Wunder überlebt.«

»Der Yeti«, flüsterte ich. »Verdammt noch mal, Dad, den habe ich als Bild innerhalb des Lichts gesehen.« Mit einem Ruck stand ich auf und eilte aus dem Raum.

Die beiden Männer erschraken, als sie mich so plötzlich sahen, und

ich entschuldigte mich erst einmal für mein Erscheinen, um danach meine Fragen zu stellen.

»Es geht mir um diesen Yeti. Wo kann ich den Mann sprechen, der ihn gesehen hat?«

»In unserer Krankenstation. Sie haben ihn in der Nacht gefunden. Er hatte Verletzungen.«

»Danke. Und wo muss ich da hingehen?«

Der Besitzer wollte zu einer Erklärung ansetzen, aber mein Vater kam ihm zuvor.

»Ich kenne den Weg, John.«

»Augenblick noch.« Ich holte meine Jacke aus dem Frühstückszimmer und schaute in die erstaunten Gesichter der beiden Männer, als ich an ihnen vorbeieilte.

Mein Vater wartete bereits. Er hatte seinen Wildlederhut aufgesetzt und schaute die schmale Straße hinab, die in einem Bogen in die Tiefe führte.

Wir erreichten zwischen zwei Häusern eine schmale Treppe, die in den Hang hineingebaut war und zu einem kleinen Platz führte. Hier stand ein Haus, in dem die beiden Fahrzeuge der Freiwilligen Feuerwehr untergebracht waren, und es diente gleichzeitig als Krankenstation. Die Räume lagen in der rechten Hälfte.

Es gab einen Arzt in Northfield, der sich allerdings um alles kümmerte, Menschen und Tiere.

Ihn klingelten wir aus seiner Sprechstunde heraus. Im Wartezimmer saßen nur ältere Leute, die schwatzten und mir putzmunter erschienen. Der Besuch beim Arzt gehörte zu manchen wie das Kaffeekränzchen am Nachmittag.

»Heute nicht mehr«, sagte der brummige Doc mit der Drahtgestellbrille.

»Wir wollen zu dem Mann, der verletzt aufgefunden wurde.«

»Ist nicht zu sprechen.«

Ich zückte meinen Ausweis. »Auch nicht für einen Yard-Beamten, Doc?«

Er rückte an seiner Brille. »Was? Wieso das denn? Was ist überhaupt los?«

»Wir möchten nur Jim Greenwood sprechen«, sagte mein alter Herr. Er lächelte dabei so gewinnend, dass der Doc automatisch den Weg freigab und uns eintreten ließ.

Die Frauen im Wartezimmer hatten gewaltige Ohren bekommen und ärgerten sich, als mein Vater und ich hinter einer schmalen Tür verschwunden waren.

Der Arzt wollte später folgen. Er musste sich noch um einen Patienten kümmern.

Im Bett lag ein noch junger Mann mit einem sehr blassen Gesicht. Es

war fast so weiß wie die Verbände und der Gips.

Beides zierte seine Gestalt. Der linke Arm war eingegipst. Ein Flaschenzug hielt ihn in einer bestimmten Lage.

Das Gesicht des Mannes lag einigermaßen frei. Jedenfalls bekam Jim Greenwood mit, was um ihn herum vorging.

Misstrauisch blickte er uns entgegen. Aus seiner liegenden Perspektive mussten wir ihm wie Riesen vorkommen, als wir auf sein Bett zuschritten.

»Was wollen Sie?«

»Bitte, beruhigen Sie sich, Mr. Greenwood. Mein Name ist John Sinclair. Der Mann an meiner Seite ist mein Vater. Ich bin Beamter von Scotland Yard.«

»Was sind Sie?«, flüsterte er.

»Scotland Yard!«

Jetzt war er von den Socken. Wir konnten beinahe erkennen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Er öffnete den Mund, ohne etwas zu sagen, nur der Atem pfiff über seine Lippen. »Weshalb sind Sie gerade zu mir gekommen?«

»Weil Sie ein wichtiger Zeuge für uns sind.«

»Das Monster - nicht?«

»So ist es.«

Greenwood überlegte. »Wie kommt es, dass sich das so weit herumgesprochen hat? Das kann ich nicht fassen, das ist…«

»Es ist Zufall, dass wir hier in Northfield sind, Mr. Greenwood.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr. Es kommt jetzt auf Sie an.«

Der Verletzte senkte den Blick und schwieg. »Ich weiß, was Sie wissen wollen, aber es ist so verflucht schwer, verstehen Sie? Ich kann kaum darüber reden. Ich habe es gesehen - ja, ich habe es gesehen, aber es ist unglaublich.«

»Es war ein Menschenaffe, nicht?«

»Ja, Sir, so ungefähr.«

Mein Vater hakte nach. »Oder ein Yeti?«

»Das auch.« Greenwood musste einfach lachen. »Wissen Sie, ich habe weder einen Menschenaffen gesehen noch einen Yeti. Sie müssen das begreifen. Wer rechnet schon damit, in den heimischen Wäldern ein derartiges Untier anzutreffen? Allmählich glaube ich daran, dass dieses Wesen künstlich erschaffen worden ist und ähnlich wie in den Filmen nur durch Fernsteuerung lebt.«

»Berichten Sie von vorn, bitte.«

Greenwood war anscheinend froh, mit jemandem über seine Probleme reden zu können. Er tat es. Er fing mit der Entstehung der Lawine an und erzählte, dass er zu den Außenposten des Naturschutzgebietes gehörte und eine Grenze bewachte.

Sehr intensiv fragten wir ihn nach der Bestie, und seine Beschreibung wich niemals ab.
Ich nickte. »Ja«, murmelte ich. »Da haben Sie Recht.«
»Woher wollen Sie das wissen?«
Horace F. Sinclair antwortete: »Weil auch mein Sohn ihn gesehen hat, Mr. Greenwood.«
Der junge Mann staunte. Er rang nach Worten. »Stimmt das denn?«
»So ist es.«
»Und die Bestie hat Sie nicht angegriffen?«
»Nein, denn ich habe sie nicht so erlebt wie Sie. Ich sah sie zwar - aber lassen wir das. Ich hätte eine andere Frage, Mr. Greenwood. Haben Sie nur diese eine Bestie gesehen und sonst kein Wesen oder keinen Gegenstand, der Ihnen aufgefallen wäre?«
»Nein, wieso? Gibt es denn noch andere?«
»Ja, das schon, allerdings nicht in der Form, wie Sie die Bestie gesehen haben.«
»Das kann ich nicht beurteilen. Ich habe auch nicht gesehen, wohin sie gelaufen ist. Als ich erwachte, lag ich in einem Krankenwagen und betete zum Herrgott, weil es mich nicht erwischt hatte.«
»Sie muss ja irgendwo geblieben sein«, murmelte mein Vater. Er stand am Fenster und schaute in einen kleinen Garten. »Können Sie sich vorstellen, welches Ziel das Wesen gehabt haben könnte?«
»Überhaupt nicht, Mr. Sinclair. Ich habe die letzten Sekunden nicht mehr mitbekommen und hatte einfach das Gefühl, als wäre ich in den Schnee gestopft worden.«
»Und wenn Sie sich vorstellen, dass…«
»Bitte, meine Herren. Ich kann mir nichts vorstellen. So glauben Sie mir doch endlich. Ich habe keine Ahnung, wohin sich der Yeti gewandt haben könnte.«
»Aber Sie kennen die Gegend!« Mein alter Herr ließ nicht locker. Er war wieder an das Bett herangetreten und schaute auf den Verletzten. »Sie arbeiten in der Natur. Sie müssten doch eine Vorstellung davon haben, wo sich dieser ungewöhnliche Killer versteckt haben könnte.«
»Darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen, Mr. Sinclair. Nur bin ich zu keinem Ergebnis gelangt.«
Ich stellte eine andere Frage. »Gibt es hier in der Gegend eigentlich Segelschiffe, Mr. Greenwood?«
»Wie meinen Sie?«
»Wie ich sagte. Segelschiffe. Allerdings nicht modern, sondern alte Kähne, wie man sie vor langer Zeit gehabt hat.«
»Historische?«
»Richtig.«
»Nein, die habe ich hier noch nicht gesehen. Ich kenne wohl ein Museum, wo Schiffe dieser Art ausgestellt sind, aber das ist auch alles,

Mr. Sinclair.«
»Das ist schade.«
»Warum fragen Sie eigentlich?«
»Nur so«, murmelte ich. Obwohl es nicht viel Sinn hatte, setzte ich eine andere Frage nach. »Und von einem ägyptischen Totengott haben Sie auch noch nichts gehört?«
»Niemals.«
»Dann darf ich mich bei Ihnen bedanken, Mr. Greenwood und wünsche Ihnen alles Gute.«
»Danke sehr, Sir.«
Auch mein Vater verabschiedete sich von dem Verletzten. Im Wartezimmer trafen wir den Arzt.
»Na, was hat er gesagt? Sind Sie jetzt schlauer geworden?«
»Kaum«, murmelte ich.
»Ich kenne seine Aussagen ebenfalls. Es ist unvorstellbar. Ich glaube daran, dass er unter einem Trauma leidet, einem gefährlichen Trauma. Den Grund kenne ich nicht.« Als er von einer Patientin angesprochen wurde, winkte er heftig ab. »Wissen Sie, meine Herren, dass ich zuerst gelacht habe, als er von einem Menschenaffen sprach?«
»Das kann ich mir denken.«
»Was meinen Sie denn?«
»Wir werden schauen.« Ich konnte nichts anderes sagen und musste ausweichend antworten. Es hatte auch keinen Sinn, dorthin zu fahren, wo Greenwood überfallen worden war. Wir mussten versuchen, die beiden Männer zu finden, die uns überfallen hatten.
Ärzte wissen oft über die Menschen sehr gut Bescheid. Als der Doc uns zur Tür brachte, kam ich auf die beiden Männer zu sprechen. Ich erklärte ihm nicht den wahren Grund, sondern sprach von Motorradfahrern, die unseren Wagen geschnitten hatten.
»Sollen die hier aus Northfield sein?«
»Wir rechnen damit.«
Der Doc gab seinem Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck. »Es gibt hier Personen, die ein Motorrad haben, aber das sind keine jungen Leute, verstehen Sie?«
»Davon haben wir auch nicht gesprochen.«
»Nun ja, da müssten sie sich schon selbst umschauen. Und was mit den beiden Künstlern ist, weiß ich auch nicht.«
Ich hakte sofort nach. »Von welchen Künstlern sprechen Sie?«
»Rami und Ray.«
Der Kopf meines Vaters ruckte vor. »Was haben Sie da gesagt? Wie sollen die heißen?«
»Rami und Ray.«
»Was sind das für Typen?«
»Künstler. Sie leben auf dem Land, wie man so schön sagt. Sie haben

es sich dort gemütlich gemacht. Sie sind einfach ›out of society‹, wie man so schön sagt. Sie leben dort wie auf einer Insel, sie sind anders als wir normalen Bürger. Sie kleiden sich anders, sie schweben in anderen Sphären, sie kümmern sich um die Geschichte des Landes, und sie wollen sie Geheimnisse der Natur entdecken. Zurück zu den Urkräften, das jedenfalls habe ich gehört.«

»Und die fahren ein Motorrad?«, fragte ich.

»Das steht noch nicht fest. Für mich wenigstens. Es könnte ja sein. Ansonsten müssen Sie sich mal im Ort umhören.«

»Eine Frage noch, Doc. Gibt es hier jemanden, der sich besonders gut in altägyptischer Kultur auskennt?«

Der Arzt lachte. »Jetzt werden Sie aber komisch. Wie kommen Sie denn darauf?«

»Es war nur eine Frage.«

»Da müssten Sie vielleicht die beiden fragen. Rami und Ray. Sie sehen sich bestimmt als Künstler und Forscher. Wenn Sie zu ihnen wollen, müssen sie den Ort in Richtung Süden verlassen. Die beiden leben in ihrem Hort zusammen. Einmal habe ich gehört, dass sie sich als moderne Druiden bezeichnen und sie dabei sind, durch ihre Kunst zwei Ungleichgewichte zusammenzubringen.«

»Wie bitte?«, fragte mein Vater.

»Habe ich auch nicht verstanden. Am besten wird es sein, wenn Sie die beiden selbst fragen.« Der Arzt schaute auf seine Uhr. »Es ist schon spät. Sorry, aber meine Patienten…«

»Danke für die Auskünfte, Doc«, sagte ich. »Damit haben Sie uns sicherlich geholfen.«

»Ich hoffe es.«

Wir verließen das Haus und blieben auf dem Platz stehen. Jemand hatte das Tor zur Garage der Freiwilligen Feuerwehr geöffnet. Ein Mann im grauen Kittel war damit beschäftigt, den Chrom des Fahrzeugs zu wienern.

»So, Herr Oberinspektor Sinclair«, sagte mein Vater. »Jetzt hast du einiges gehört, und nun möchte ich von dir wissen, wie es weitergehen soll.«

Ich runzelte die Stirn. »Wir könnten die beiden Künstler besuchen. Ich war schon immer gespannt darauf, modernen Druiden zu begegnen. Das wäre nicht schlecht…«

»Aber?«

»Sie kennen uns.«

»Stimmt.«

»Und die Bestie ist frei, Dad. Ich möchte mir meine Handlungsfreiheit nicht nehmen lassen.«

»Was schlägst du also vor?«

»Wir warten auf Suko und schicken ihn los. Die beiden kennen ihn

nicht. Er kann den einsamen Wanderer spielen, der zufällig dort am Haus vorbeigekommen ist.«

Mein alter Herr strahlte. »Eine sehr gute Idee, John. Wirklich ausgezeichnet. Ich gratuliere dir dazu.«

»Und ich brauche dich.«

Er strahlte. »Das ehrt mich, aber…«

»Pass auf, Dad. Du wirst hier in Northfield auf Suko warten und ihn einweisen. Ich habe ihm erklärt, wo wir abgestiegen sind. Dich kennt er gut, und es wird bestimmt alles so ausgehen, wie wir es uns vorgestellt haben.«

»Nicht schlecht gedacht. Was machst du?«

»Ich werde jemanden suchen. Eine Bestie wie dieser Menschenaffe oder Yeti-Verschnitt kann sich nicht in Luft aufgelöst haben. Zudem habe ich in der Mulde noch ein altes Segelschiff gesehen, das mir einfach nicht aus dem Sinn will. Ich habe den Eindruck, als würde es irgendwann hier an der Küste landen.«

Mein Vater staunte. »Das alte Schiff. Glaubst du das wirklich?«

»Damit rechne ich fest.«

Er hob die Schultern. »Früher war ich der Boss, heute bist du es. Du musst es wissen.« Er schaute gegen den Himmel, wo sich die Wolken wieder verzogen hatten. »Aber lass dir eines gesagt sein, John, einfach wird es nicht sein.«

»Das bin ich gewohnt. Ich nehme den Wagen und fahre ein wenig durch das Gelände.«

»Wie du meinst.«

Wir stiegen die Treppe wieder hoch und gingen gemeinsam zum kleinen Gasthaus zurück.

Dort verabschiedete sich mein alter Herr. »Wann kann ich wieder mit dir rechnen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Mach's gut.«

»Danke, Dad.« Ich winkte ihm zu und kletterte in den Rover. Dabei dachte ich an die Erzählungen des Jim Greenwood. Sein Jeep hatte den Angriff der Bestie nicht überstanden. Ich konnte davon ausgehen, dass dieser Menschenaffe auch einen Wagen wie den Rover zur Sardinenbüchse zusammendrückte…

***

Meinem Vater hatte ich nicht gesagt, wo ich hinfahren wollte, aber ein Ziel hatte ich schon.

Es war die kleine Mulde, die sich mir in der Nacht praktisch offenbart hatte.

Für mich war sie ein magischer Ort, ein Tanzplatz für Druiden möglicherweise, eine alte Kult- und Zauberstätte, wo geheime Kräfte

nur zurückgedrängt worden, aber nicht verschwunden waren.

Die Umgebung war sehr waldreich, allerdings mehr im Osten. Zur Küste hin wirkte der Boden wie ein grünbraunes Brett. Der Bewuchs war hier sehr niedrig, Wind und Wetter fegten darüber hinweg.

Manchmal trat der blanke Fels hervor, graues, kantiges Gestein, Stolperfallen: eine Qual für die Füße und ein Fest für Autoreifen.

Ich war in meinem Rover sitzen geblieben und fand kaum einen Weg, den ich nehmen konnte. Ich musste schon quer durch das Gelände, was mir nicht so unlieb war, denn ich konnte mir vorstellen, dass auch der Yeti diesen Weg genommen hatte.

Einen Umweg nahm ich gern in Kauf, um die Schüssel oder Mulde zu erreichen. Als ich schließlich meinen Wagen dort abstellte, war ich der einzige Mensch weit und breit.

Die Magie war verschwunden. Völlig normal lag die Mulde vor meinen Augen. Kein Licht, kein geheimnisvolles Zittern, es war nichts vorhanden, was auf irgendeinen Zauber hingedeutet hätte, nur der frische spätmorgendliche Wind wehte über dieses weite Plateau hinweg.

Natürlich betrat ich die Mulde. Ich kam mir vor wie in der vergangenen Nacht, wich auch nicht von der alten Strecke ab, und trotzdem tat sich nichts.

Auch als ich mein Kreuz hervorholte, erkannte ich keine Reaktion. Es blieb ruhig.

Nach einigen Minuten verließ ich die Mulde und ging zu meinem Wagen zurück. In der Ferne sah ich die Häuser von Northfield. Sie zeichneten sich wie eine Spielzeugkulisse ab und wirkten in der klaren Luft gestochen scharf.

Autos rollten auf den Ort zu oder verließen ihn. Ein ständiges Wechselspiel, es war alles normal, und ich hätte mich eigentlich einen Narren schimpfen können, dass ich an diesem Tag hier herumirrte und nach Dingen suchte, die möglicherweise nicht existierten.

Ein Rest des Misstrauens blieb. Diese Mulde war ein magischer Ort. Wer immer eine alte Druiden-Magie beleben wollte, der musste sie mit in sein Kalkül hineinziehen.

Bevor ich den Platz verließ, suchte ich noch einmal den Boden der Mulde genau ab, weil mir vorhin etwas aufgefallen war. An gewissen Stellen bohrte sich etwas aus dem Untergrund in die Höhe. Auf den ersten Blick sah es aus wie kleine Würmer, die erstarrt waren. Auf den zweiten Blick jedoch fand ich heraus, um was es sich dabei tatsächlich handelte.

Das waren Wurzeln. Sehr straff noch, unterschiedlich dick und auch lang. Manche hatten sich zusammengedreht, andere wiederum zeigten sich sehr gestreckt, als wollten sie mit ihren Spitzen in den Boden eindringen.

Die Wurzeln verteilten sich nicht über die gesamte Fläche der Mulde. In der Mitte blieben sie konzentriert, und sie zeichneten einen Kreis nach.

Ich war davon überzeugt, dass sie eine bestimmte Bedeutung haben mussten, kam leider noch nicht darauf, mein Denken schien blockiert zu sein. Erst als ich die Mulde verlassen hatte und fast bei meinem Wagen angelangt war, da wusste ich Bescheid.

Diese Wurzeln mussten einmal zu einem Baumstamm gehört haben. Genau, so war es.

Hier in der Mulde hatte vor einiger Zeit ein mächtiger Baum gestanden. Das brachte mich wieder auf eine bestimmte Idee. Man nannte die Druiden auch die Eichenkundigen. Sie hatten sich in früheren Zeiten unter den alten Eichen versammelt. Sie bildeten damals einen geschlossenen Stand, der mit dem der Ritter die Herrschaft über das übrige Volk teilte. Als Priester bewahrten sie die religiösen Geheimnisse, übten die Kunst des Wahr- und Weissagens und waren zugleich Richter, Heil- und Sternenkundige.. Der Kult der Eiche spielte eine wichtige Rolle. Dort hielten sie ihre Versammlungen ab und gaben ihre Lehren nur mündlich weiter. Sie lehrten ein neues Leben nach dem Tod und die Seelenwanderung. Vor gut tausend Jahren verschwanden sie aus der offiziellen Geschichte.

Man hatte auch Jagd auf sie gemacht, weil einige Rituale mit Menschenopfern in Verbindung gebracht wurden.

Das war mir bekannt, doch alle Einzelheiten ihrer Künste hatte ich nie erleben können.

Ja, diese Mulde musste ein magischer Ort gewesen sein, wo die Druiden gelehrt hatten. Unter dem Eichenbaum sitzend, der irgendwann und aus irgendeinem Grund gefällt worden war. Seine Magie aber war nicht vertrieben worden und hatte sich möglicherweise auf das Wurzelwerk konzentriert, von dem ein Teil durch den festen Boden an die Oberfläche gedrungen war.

Was sollte ich tun? Warten, bis die Dunkelheit hereinbrach und sich die Mulde wieder füllte?

Das war nicht meine Art. Zudem dachte ich an die Bestie. Wenn sie freigekommen war, musste sie sich einen Ort suchen, an dem sie sich wohl fühlen konnte.

Die Mulde war ein solcher Fleck.

Ich startete und hatte mir vorgenommen, einen sehr großen Kreis zu fahren. Der Menschenaffe war sicherlich nicht in der Lage, über dem Boden zu schweben, er musste Spuren hinterlassen haben, denn sein Gewicht drückte tief in den weichen Boden, der seine Froststarre in den letzten beiden Tagen verloren hatte.

Mein Rover schaukelte wieder durch das Gelände. Hinweg über kleine Buckel oder in Querrillen hinein. Ich fuhr langsam und behielt

den Untergrund genau im Auge.

Ich war bisher noch nicht bis an den Abgrund gefahren. Das wollte ich ändern.

Das Meer war zu riechen, zu ahnen, zu hören, aber nicht zu sehen. Erst als ich einen höher liegenden Punkt erreichte, sah ich den gewaltigen Teppich aus Wasser und Wogen, der gegen die Küste brandete. Die Nordsee war rau und faszinierend zugleich. Bei diesem Wetter glich sie einer Katze, aber wehe, es kam Sturm auf, dann verwandelte sie sich in ein gefährliches Raubtier.

Als der blanke Fels den Untergrund bildete, stieg ich aus. Den Rest ging ich zu Fuß. Ich kam mir vor wie ein winziger Punkt in der Weite des Lebens.

Über mir der schier endlos erscheinende Himmel, vor mir das wogende graue Meer, dessen Wogen kraftvoll gegen die Wände geschleudert wurden und als Gischtstreifen in die Höhe stiegen.

Nahe der Wand ragten Felsen aus dem Boden. Graue, gefährliche Köpfe, die sich unter Wasser viel stärker ausbreiteten und schon so manchem Boot zum Verhängnis geworden waren.

Das Bild nahm mich gefangen. Der Wind pustete mein Inneres rein. Ich geriet in eine ungewöhnliche Hochstimmung, als wäre die Luft mit Champagner gefüllt.

Schlagartig kippte dieses Gefühl.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, dachte an eine Täuschung, aber es stimmte tatsächlich, und ich musste einfach dem Zufall danken, dass ich die Spur überhaupt entdeckt hatte.

Es war ein gewaltiger Fußabdruck, und er malte sich innerhalb einer Mulde ab, die sich zwischen dem Felsen aufgetan hatte und mit Moos gefüllt war.

Genau da war die Bestie hineingetreten.

Bevor ich mich bückte, schaute ich mich um. Es drohte mir keine sichtbare Gefahr.

Dann untersuchte ich den Abdruck und bekam Magendrücken. Wenn ich von diesen Ausmaßen auf die Größe des Körpers schließen sollte, konnte mir Angst und bange werden, dann musste dieses Wesen wahrhaftig riesig sein, und der Zeuge hatte auch nicht gelogen.

Ich strich über meinen Nacken, kam wieder hoch und ging auf den Abgrund zu. Den Weg musste auch der Menschenaffe genommen haben, denn die Zehen wiesen dorthin.

Einen zweiten Abdruck entdeckte ich nicht, aber mir fiel auf, dass es an dieser Stelle nicht senkrecht in die Tiefe ging. Die Wand war mit zahlreichen Vorsprüngen gespickt, die wie mächtige Nasen oder Arme hinein ins Leere ragten.

Etwas zum Klettern. Zum Beispiel für eine Bestie, wie ich sie suchte. Bevor ich mich auf den Weg machte, um wenigstens ein Stück des

Hangs nach unten zu klettern, schaute ich mir die Sohlen meiner Schuhe an. Sie hatten ein gewisses Profil, waren nicht glatt. Ich würde also Halt finden können.

Der Abstieg war teilweise gefährlich. Manchmal musste ich schräg gehen, auch über Grasbüschel, die an bestimmten Stellen plattgedrückt waren, als hätte dort ein Gewicht gelagert.

Das war bestimmt der Menschenaffe gewesen. Sich hier am Hang zu verstecken, war nicht die schlechteste Idee, aber es gab keine Höhlen, die in den Fels hineinführten.

Wo sollte er sonst stecken?

Allmählich wurde ich unruhig. War es eine falsche Fährte, der ich nachlief?

Auf einem ziemlich breiten Vorsprung blieb ich stehen. Die Tiefe war nicht mehr so schlimm, das Meer schien mir entgegen zu kommen. Sogar einen winzigen Strand sah ich unter mir. In Form eines Halbmonds drückte er sich in das Gestein hinein.

Eine graue See mit einem türkisfarbenen Schimmer. Beinahe so wie das Licht in der Mulde.

Seltsam. Das war mir vorhin nicht aufgefallen. Zugleich kam mir das Meer vor wie ein großer Magnet, der mich unwiderstehlich anzog. Zwar war mein eigener Wille nicht ausgeschaltet worden, aber diese Sehnsucht, sich in die Wellen zu werfen, blieb.

Ich musste mich schon anstrengen, um dagegen anzukämpfen. Wieso konnte ich mich dermaßen verändern?

Die Wogen glitten heran, sie schäumten hoch, sie tanzten über die Felsvorsprünge, sie gischteten in Rillen und Spalten hinein und flossen schäumend wieder zurück, um sich wieder mit dem übrigen Wasser der Nordsee zu vereinigen.

Und dann sah ich das Schiff.

Es war verrückt, eigentlich kaum nachvollziehbar, aber es war vorhanden. Ein alter Zweimaster schwebte mit geblähten Segeln über die Wellen hinweg und hielt Kurs auf den Strand zu.

Niemand befand sich an Bord. Wenigstens sah ich keinen Menschen. Das Schiff segelte von ganz allein.

Jetzt fehlte nur noch der Totengott.

Alles, was ich in der Mulde gesehen hatte, war in Erfüllung gegangen. Die Bestie hatte ich zwar nicht zu Gesicht bekommen, aber das würde sich bestimmt noch ergeben. Außerdem erhielt ich jetzt die Chance, mir das geheimnisvolle Schiff näher anzusehen.

Für mich war es ein Leichenschiff, ein Totenschiff, als wäre die Pest unter der Besatzung ausgebrochen.

Und es musste sehr alt sein, denn diese Bauweise war mir unbekannt. Wenigstens wurden heute solche Schiffe nicht mehr gebaut. Dieses hier bestand aus einem Mittelding zwischen Kogge und Schoner.

Meiner Ansicht nach bewegte es sich schwerfällig über das Wasser, aber es schien keine Furcht davor zu haben, an irgendwelchen Felsen zerschellen zu können, denn es glitt auch weiterhin unbeirrt auf den Küstenstreifen zu, als würde es von unsichtbaren Händen gesteuert.

Die Spannung hatte bei mir einem ungemein starken Drang der Neugierde ausgelöst. Ich wollte unbedingt an Bord gehen.

Schneller als zuvor kletterte ich dem Grund entgegen. Es klappte besser, als ich gedacht hatte. Es war wie beim Bergwandern. Ein schmaler Pfad führte in Kehren dem Ziel entgegen. Das Rauschen der Wogen tönte wie gewaltige Musik in meinen Ohren. Gischtwolken sprühten mir entgegen, als ich mein Ziel erreichte und im Sand stehen blieb.

Auch der Segler war näher an den Strand herangekommen. Erst jetzt erkannte ich das magische Phänomen. Das Schiff brauchte keine Rücksicht auf Erhebungen, Stürme oder Klippen zu nehmen, denn es war von einem türkisfarbenen Licht umgeben, das bei ihm wie eine Zone der Sicherheit wirkte.

Der »Fliegende Holländer«, ein Geisterschiff, dessen Mannschaft aus Verfluchten bestand, schoss mir durch den Kopf.

Noch war das Schiff so weit von mir entfernt, dass ich nichts riskieren konnte.

Aber es näherte sich unaufhaltsam. Es tanzte zitternd über die Felsklippen hinweg. Ich sah auch mehrere Taue, die über das Schanzkleid hinweg nach unten hingen.

Mit raschen Schritten erreichte ich einen kleinen Felsbuckel, richtete mich auf und war überrascht von der Größe des Schiffes. Aus der Nähe betrachtet war es schon ein regelrechtes Monstrum.

Dann sprang ich - und griff zu.

Es war leicht für mich, eines der Taue zu schnappen. Mit beiden Händen umfasste ich das braune, schlangengleiche Gebilde, hielt mich fest, wurde mitgezogen und hatte für einen Moment den Eindruck, als wäre ich durch eine dünne Schicht gelaufen, die mich nur wie ein feiner Hauch berührte und dann wieder verschwand.

War es der Eintritt in eine andere Dimension gewesen, in ein Zeitloch, das für mich sichtbar war?

Ich machte mir darüber keine Gedanken, hielt mich weiterhin fest und drückte die Beine so weit vor, dass ich meine Füße gegen die Bordwand stemmen konnte.

Dann hangelte ich mich hoch.

Abstemmen, nachfassen, wieder abstemmen und nachfassen. Es waren Bewegungen, die mir glatt und sicher von der Hand liefen, als hätte ich sie jahrelang geübt.

Alles klappte bestens. Schanzkleid und Reling rückten näher. Kein Kopf schaute darüber hinweg.

Ich hörte nur den Wind und bekam das sanfte Schaukeln des Seglers mit, der seinen Kurs geändert hatte.

Ich schwang mich über das Schanzkleid hinweg, rollte an der anderen Seite herunter und fiel auf das Deck, dessen Holzplanken ziemlich hart waren. Ich rollte weiter, wurde erwischt von den typischen Bewegungen des Schiffes. An das rollende Auf und Ab musste ich mich zunächst gewöhnen.

An einem festgezurrten Fass fand ich Halt und stemmte mich auf die Beine.

Über meinem Kopf bauschten sich die gewaltigen hellen Segel auf. Der Wind fuhr in die Tücher hinein. Das Knattern und Rauschen schien aus zahlreichen Stimmen zu bestehen, die sich innerhalb des Tuchs zu einem Wispern, Raunen und leisem Schreien vereinten, als wären gequälte Seelen dabei, mir ein Konzert zu geben.

Das war ein Erlebnis für sich. Oder hätte zumindest eins sein können, wäre eine Mannschaft vorhanden gewesen. Doch ich befand mich mutterseelenallein auf dem alten Leichenschiff, umtost von knatternden Segeln, die auf ein geheimes Kommando zu reagieren schienen.

Es gab Kreuzfahrtschiffe, wo die Segel per Computer gehisst und in die entsprechenden Positionen gebracht wurden. Das war hier ähnlich, nur gehorchte dieses Schiff den Gesetzen der Magie.

Bevor ich eine nähere Untersuchung vornahm, schaute ich zurück zur Küste.

Sie war zu sehen, aber sie war verdammt weit weg. Einzelheiten verschwanden bereits. Sie kam mir vor wie eine gewaltige graue Mauer. Zum ersten Mal dachte ich daran, einen Fehler gemacht zu haben. Wenn das verdammte Schiff aus irgendeinem Grunde zerstört wurde, paddelte ich in der eisigen Nordsee herum, wobei mein Ende dann nur eine Frage der Zeit war. Verrückt, sich auf ein derartiges Abenteuer einzulassen. Andererseits hatte ich nicht anders gekonnt, dieses Schiff hatte mich angezogen, als wäre es die letzte Hoffnung gewesen.

Ein sehr breites Deck, ein Ruderhaus, das im Vergleich zu den Segeln klein wirkte, aber ich ging davon aus, dass ich das Rätsel des Leichenschiffes in dessen Bauch finden würde. Wenn sich jemand an Bord verborgen hielt, dann nur dort.

Ich schritt über das Deck auf das Ruderhaus zu. Es stand am Bug, damit dem Steuermann nicht durch das Segeltuch die Sicht auf das Wasser genommen wurde. Sein Rauschen begleitete mich.

Der etwas schwerfällig aussehende Bug teilte die anrollenden Wogen, die als schäumende Gischtstreifen an beiden Bordwänden entlangströmten.

So wie dieses Schiff hier mussten einmal die alten Druidensegler

ausgesehen haben, denn die Eichenkundigen waren nicht nur im Land geblieben, sondern segelten auch hinaus zu anderen Küsten, um dort ihre Lehren zu verbreiten.

Und hinter allem lag der geheimnisvolle Kontinent Aibon, der es schaffte, seine Magie an die Druiden zu senden und sie damit an Wissen reicher zu machen.

Ein wahnsinniges Gefühl, dies zu wissen, gleichzeitig auch ein beruhigendes, denn Aibon sah ich nicht als Feind an. Vorausgesetzt, ich befand mich in der positiven Hälfte.

Das Ruderhaus lag höher. Es erinnerte mich in seiner Form an einen Pfahlbau, weil es auf breiten Pfosten stand. Um es erreichen zu können, musste ich ein Brett überschreiten, das angelegt war wie eine schiefe Ebene und vor einer Tür endete.

Ich trat sie auf.

Ein Ruder war nicht vorhanden. Damals hatte man diese Speichenräder wohl noch nicht gekannt.

Ich sah überhaupt nichts, was auf einen Steuermechanismus hingewiesen hätte. Durch eine offene Luke vorn strich der Wind und blies gegen mein Gesicht.

Ich schaute auf das lange Bugspriet, an dem ebenfalls Segeltaue vertäut worden waren.

Das Schiff schaukelte, es bewegte sich, denn es knarrte und ächzte, als würde es schwer ein- und ausatmen. Die Geister schienen in dem Holz der Planken zu hocken, auch innerhalb der Segel und Masten. Wer steuerte das Geisterschiff?

Auf meinem Weg zum leeren Ruderhaus hatte ich eine Luke mittschiffs gesehen. Sie war wohl der einzige Zugang zum Bauch des Schiffes, und sie hatte einen Ring aus Eisen, in den ich die Finger meiner rechten Hand legte.

Der Kraftaufwand war gering, die Luke ließ sich leicht öffnen. Aus der dunklen Tiefe strömte mir fauliger Geruch entgegen. Es gab dort kein Licht. Ich verließ mich auf meine Lampe und entdeckte den schmalen Niedergang, der von der Luke her in den Schiffsbauch führte.

Die Stufen hielten meinem Gewicht stand, auch wenn sie sich bei der Belagerung leicht bogen.

Ich tauchte unter.

Es war schon ein komisches Gefühl, in die Tiefe zu steigen. Sie war so unheimlich, sie schluckte mich wie ein Raubtierrachen das Opfer. Kein Geräusch drang mir entgegen, alles schien hier eingeschlafen zu sein. Nur ich war existent.

Und natürlich das Licht der Halogenleuchte, das als breiter Strahl durch den Schiffsbauch strich. Er war durch kein Schott abgedichtet, einfach ein breiter und langer, dunkler, leerer Raum, in dem sich

niemand aufhielt.
Ich hatte mit Skeletten oder vermoderten Leichen gerechnet, auch mit Ratten, die ihren Hunger an den Toten gestillt hatten. Das alles gab es nicht.
Nur einen Gegenstand entdeckte ich, als das Licht der Lampe darüber hinwegstrich.
Es war eine Kiste mit einer Figur darauf.
Blitzschnell arbeitete mein Hirn.
Wieder ein Gegenstand, den ich in der Mulde gesehen hatte.
Es gab keinen Zweifel mehr.
Ich hatte den Totengott gefunden!

***

Mein Herz schlug schneller, ohne dass ich dagegen etwas hätte unternehmen können. Ich hielt den Atem an, schaute mich noch einmal um. Es gab keine Wache; der Totengott und sein Sarg standen mutterseelenallein im Bauch des Leichenschiffs.
Unerklärlich - noch, wohlgemerkt. Mit vorsichtigen Schritten näherte ich mich dem neuen Ziel.
Obwohl das Schiff schwankte, stand der alte Sarg wie festgeleimt.
Auf ihm lag die Gestalt.
Nicht der Totengott, sondern eine Nachbildung von ihm, die etwas Ägyptisches an sich hatte, denn diese Figur sah so aus wie diejenigen der Pharaonen, die aus Stein geformt auf den Oberteilen ihrer Särge Platz gefunden hatten.
Ägypten und Aibon?
Das passte nicht zusammen. Trotzdem waren alle Vorgänge, die sich auf der Welt abspielten, irgendwie miteinander verbunden, und ich zögerte nicht länger, den Sarg oder Sarkophag genauer zu untersuchen.
Die Figur war nicht aus Stein, sondern aus Holz geformt. Schon ein erster Unterschied. Ich klopfte sie ab. An manchen Stellen klang das Echo hohl, an anderen wiederum nicht.
Bei dem Begriff Holz fiel mir sofort das Material Eiche ein. Es konnte durchaus möglich sein, dass diese Figur aus Eiche bestand. Auch sie ließ sich schnitzen.
Nur - wer lag darunter?
So einen Sarg zu öffnen war nie leicht, es erforderte immer wieder Kraft. Und Holz konnte verdammt schwer sein. Ich suchte nach einer Lösung des Problems, denn durch Schieben oder Rucken war mir nicht geholfen.
Der Deckel saß einfach zu fest auf dem Unterteil. Wenn ich den Trick oder Mechanismus nicht fand, konnte ich es nicht schaffen, den Sarg zu öffnen.

Ich suchte weiter. Sehr vorsichtig tastete ich die Figur abermals ab und fühlte auch am Unterteil entlang.

Nichts zu machen.

Es bestand aus glattem Holz, in das nicht einmal Intarsien eingearbeitet waren.

Das sah nicht gut aus, und ich kümmerte mich um die andere Seite des Sarkophags.

Hier hatte ich Glück. Beinahe schon in Höhe der Kante fühlte ich den kleinen Vorsprung, der wie eine Daumenkuppe hervorragte. Ich drückte darauf - und nichts geschah.

So schnell gab ich nicht auf. Deshalb klemmte ich mir diesen kleinen Nippel zwischen die Fingerspitzen und versuchte es mit gewissen Drehungen. Nach rechts drehte ich zuerst, es passierte nichts.

Der gleiche Versuch in die entgegengesetzte Richtung.

Etwas schnappte auf.

Den Ton hörte ich sehr gedämpft. Es geschah im Innern des Sargs. Dort musste sich eine Sperre gelöst haben. Deutlich erkennbar hob sich der Deckel an.

Der Vorgang sah unheimlich aus. Besonders deshalb, weil ich niemanden sah, der sich an dem Deckel zu schaffen machte. Die Kräfte blieben im Innern verborgen.

Ich half mit, fasste mit beiden Händen zu und konnte den Deckel zur Seite drehen.

Er war schwer, es war für einen Mann fast zu viel. Ich stemmte ihn keuchend hoch, dabei zusätzlich behindert durch das Schlingern des Schiffes. Schließlich taumelte ich mit dem hochkant gestellten Sargdeckel durch den Laderaum und prallte rücklings gegen die Wand. Erst da wurde ich gestoppt.

Da ich nichts zerstören wollte, ließ ich den Deckel vorsichtig zu Boden gleiten.

Dort blieb er dann liegen und gab mir die Chance, mich um den offenen Sarg zu kümmern.

Meine Leuchte hatte ich zwischen die Zähne geklemmt. Ich nahm sie wieder in die Hand und stellte mich neben das Unterteil.

Direkt leuchtete ich hinein, hatte dabei das Glück, genau das Gesicht der dort liegenden Person zu treffen.

Es war ein Schock!

Kein Pharao, sondern eine grünlichschwarze Mumie, deren Züge so aussahen, als bestünden sie aus trockenen Pflanzenresten, über die jemand anschließend einen dünnen Ölfilm gestrichen hatte.

War das noch ein Gesicht oder nur eine verkohlte Masse aus Tang und Pflanzen? Ich sah keine Augen, einen Mund gab es ebenfalls nicht, auch keine Nase oder Ohren.

Ich ließ den hellen Lampenstrahl an der Gestalt nach unten wandern,

in Richtung der Füße. Die Gestalt hatte tatsächlich Beine, auch Füße, die aber mehr aussahen wie dicke Klumpen, als wären dort Verbände durchgeweicht. Vor allen Dingen irritierte mich der Gestank. Unsichtbar strömte er hervor. So etwas hatte ich noch nie gerochen. Wie verwesendes Fleisch stank es.

Mit dem blanken Finger traute ich mich nicht, die Gestalt zu berühren. Ich kippte stattdessen die Lampe und drückte ihr Ende gegen den Körper. Ein leichter Druck reichte aus, um das Ende in die weiche Masse hineinbohren zu können.

Keine Mumie, die aus Ägypten gekommen war, das stand längst für mich fest. Ich rechnete eher damit, einen Druiden vor mir zu haben. Einen der mächtigen Eichenkundigen, die irgendwann einmal gelebt und gelehrt hatten und - aus welch einem Grund auch immer - dann vernichtet wurden.

Was sollte ich tun?

Ich konnte zwischen mehreren Möglichkeiten wählen. Das Kreuz nehmen, es aktivieren, aber auch den Körper mit der Spitze des silbernen Dolchs einschneiden, um herauszufinden, woraus sich dieser Körper letztendlich zusammensetzte.

Ich rechnete damit, dass es sich dabei um Schichten handelte, die aufeinander lagen, aber das würde sich erst nach einem Versuch herausstellen.

Der Dolch lag wie immer sicher in meiner Hand. Die Klinge aus Silber gab mir irgendwie ein gewisses Vertrauen. Ich drückte den Arm so vor, dass er genau über der Brust des Wesens lag.

Nur eine winzige Bewegung nach unten, dann…

Etwas dröhnte gegen die Bordwand. Ein mächtiger Schlag hatte sie an der Backbordseite erwischt.

Meine Hand zuckte wieder hoch, das Schiff geriet ins Schlingern. Ich taumelte durch den leeren Laderaum und hörte, wie sich der Schlag wiederholte, diesmal jedoch an der gegenüberliegenden Seite.

Was war geschehen?

Eine Einwirkung von außen? Ein Felsen, möglicherweise ein Ungeheuer?

Mein Magen zog sich zusammen, denn die letzte Alternative kam mir am wahrscheinlichsten vor.

Einige Sekunden wartete ich ab, darauf hoffend, dass sich die Schläge wiederholten.

Das geschah nicht. Die beiden ersten Treffer mussten den gewünschten Erfolg gebracht haben.

Aber welchen?

Hier unten konnte ich nichts herausfinden. Da musste ich schon an Deck gehen.

Diesmal beeilte ich mich. Plötzlich drängte die Zeit. Ich kletterte mit

eingezogenem Kopf die Stiege hoch, trat ins Freie auf die schaukelnden Planken, ohne dass es mir gelang, den Grund für die mächtigen Schläge herauszufinden.

Alles war wie immer…

Nein, es stimmte nicht. Es hatte sich etwas verändert, denn als ich gegen die beiden Schanzkleider schaute, lagen über ihnen wie riesige Würmer die grüngelb fluoreszierenden Arme eines Riesenkraken.

Den kannte ich auch.

Ich hatte in der Mulde gesehen, wie es ihm gelungen war, das Schiff in seine Gewalt zu bringen.

Nun war dies eingetreten, sogar noch mehr, denn über den Bug des Leichenschiffes hinweg, schob sich der scheußliche Kopf des Monsterkraken…

***

»Danke, das ist nett von Ihnen, Christa.«

»O bitte, Sir. Wenn Sie noch eine Kanne Tee haben wollen, lassen Sie es mich wissen.«

Horace F. Sinclair nickte und schaute das junge Mädchen lächelnd an. Es sah adrett aus in seiner weißen Schürze, auf dem sich nicht ein Flecken abmalte. Das blonde Haar hatte sie zu einem Dutt gedreht, der wie ein Nest auf dem Kopf lag.

Ihr Gesicht zeigte noch kindliche Züge, auch wenn die Figur mehr an eine Frau erinnerte.

»Sie heißen Christa?«

»Ja, Sir.«

»Und kommen aus Germany?«

Das Mädchen lächelte. »Richtig, Sir. Ich bin hier, um Land und Leute kennen zu lernen. Ich werde hier in Northfield ein halbes Jahr arbeiten. Morgens serviere ich, am Abend mache ich manchmal bei Eltern den Babysitter. So ist man nicht mehr fremd.«

»Das stimmt.« Horace F. Sinclair rührte seinen Tee um. »Dann kennen Sie sich wahrscheinlich schon hier aus.«

»Das kann man sagen.«

»Und kommen Sie mit den Leuten zurecht?«

Christ lachte. »Und ob, Sir. Ich habe noch keinen Ärger gehabt. Schottland gefällt mir sehr gut, kann ich Ihnen versichern.«

»Das macht mich als Schotte stolz.«

Christa wollte gehen, aber der Gast hatte etwas dagegen. »Nein, nein, Kind, bleiben Sie noch. Mir ist da gerade etwas eingefallen, das ich Sie fragen wollte.«

»Bitte…«

»Wenn Sie sich so gut auskennen, dann haben Sie sich bestimmt schon die Umgebung des Ortes angeschaut.«

»In meiner Freizeit bin ich oft mit dem Rad unterwegs.«
Horace F. Sinclair lächelte. »Das habe ich mir gedacht. Sie sehen sehr sportlich aus. Mir geht es um zwei Männer, die Sie eventuell kennen könnten.«
»Welche, Sir?«
»Der eine heißt Rami, der andere hört auf den Namen Ray. Sagt Ihnen das etwas?«
Christa brauchte nicht zu überlegen, sie lächelte plötzlich breit. »Ach, die meinen Sie.«
»Ja, genau.«
»Das sind Künstler, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Ich kenne sie.«
»Und weiter?«
Christa hob die Schultern. »Es sind nette Leute. Sie haben mich schon ein paar Mal zum Tee eingeladen.«
»Dann waren Sie auch dort?«
»Klar. Es ist ein wunderschöner Flecken Erde, den sie sich geschaffen haben. Ein Refugium für Künstler. Dort können sie in Ruhe arbeiten, sie werden durch nichts gestört.«
»Was machen sie genau?«
Christa lachte stotternd. »Da fragen Sie mich aber was, Sir. Ich bin keine Fachfrau, und so genau kenne ich mich bei ihnen auch nicht aus. Sie stellen jedenfalls Figuren aus Metall und Stein her und wollen diese in die Natur integrieren. Eine Lösung finden, die beiden Seiten gerecht wird.«
»Ist ihnen das denn gelungen?«
Das Mädchen hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, Sir, denn so gut kenne ich mich nicht aus.«
»Was ist mit den beiden Künstlern selbst?« Horace F. Sinclair machte eine kleine Geste mit der rechten Hand. »Sind sie sehr vom Weltlichen ab? Leben sie nur in ihren Sphären und Gedanken?«
»Nein, nein, Sir, die sind schon normal. Wenn auch nicht jedem ihre Art gefallen würde. Sie handeln anders, und sie betrachten den Begriff Arbeit auch aus einem völlig anderen Blickwinkel als der normale Mensch. Für sie ist Arbeit gleich Kreativität und nicht nur ein stupides Geldverdienen. Sie wollen etwas schaffen, etwas beweisen. Sie wollen, das sagten sie mir, die Vergangenheit und Gegenwart zusammenführen, sodass sie eine Lebensgemeinschaft bilden.«
Sinclair lächelte. »Haben Sie das verstanden?«
»Nein.«
»Ich auch nicht, obwohl ich ja einige Jahre älter bin als Sie.«
»Aber die beiden Männer interessieren Sie, nicht?«
»Sehr.«
»Dann fahren Sie doch einfach hin, Sir. Die beiden freuen sich über

interessierte Besucher.«
Sinclair nickte gedankenverloren. »Das werde ich sicherlich auch tun. Noch etwas, Christa.«
»Bitte.« Sie blieb weiterhin freundlich, und der pensionierte Rechtsanwalt senkte seine Stimme.
»Waren die beiden Ihnen eigentlich nie unheimlich? Ist Ihnen nichts aufgefallen?«
»Unheimlich?«
»Ja, genau.«
»Können Sie da nicht deutlicher werden, Sir?«
»Ich werde es versuchen. Hatten Sie nie das Gefühl, dass sich Rami und Ray mit geheimnisvollen mystischen Dingen beschäftigen. Ich meine, es läge ja auch auf der Hand, weil uns die Natur doch genügend Rätsel aufgibt, auch heute noch.«
Ihre Augen weiteten sich. »Denken Sie daran, dass die Künstler nach anderen Kräften forschen?«
»So ungefähr.«
Christa ging einen kleinen Schritt zurück und legte ihre Handfläche gegen die Brust. »Sie können mir ja richtig Angst einjagen, Sir. Ich - ich habe nicht darüber nachgedacht. Die beiden waren auch stets freundlich zu mir. Wenn ich über ihre Kunst nachdenke, so gerate ich schon ins Grübeln, denn diese Werke sagen mir alle nicht so recht zu. Man kann sie tatsächlich als Fabelwesen ansehen.«
»Aber Fragen haben Sie nicht gestellt, Christa?«
»Nein, das gehört sich nicht.«
»Ich darf mich sehr herzlich bei Ihnen bedanken. Die Auskünfte waren für mich viel wert.«
»Keine Ursache, Sir.«
Sie verließ den kleinen Raum, in dem Horace F. Sinclair wartete und Tee trank. Erhoffte, dass Suko bald hier eintreffen würde, und er hatte sich bereits einen eigenen Plan zurechtgelegt, von dem sein Sohn nichts erfahren sollte.
Horace F. Sinclair wollte nicht allein in Northfield zurückbleiben, sondern Suko auf seiner Fahrt begleiten. Zudem hatte er einen gewissen Informationsvorsprung, der beiden dienlich sein konnte.
Auf Rami und Ray war er wirklich gespannt.
Der Tag war einfach zu schön geworden, um ihn im Haus zu verbringen. Sinclair verließ den Frühstücksraum und stellte sich vor die Tür. Der Wirt war dabei, den Gehsteig zu fegen.
»Na, gefällt es Ihnen bei uns?«
»Ja, sehr gut.«
»Was macht Ihr Sohn?«
»Er sieht sich etwas die Umgebung an. Ich werde mal einen Tag pausieren. Vielleicht wandern wir morgen wieder. Außerdem erwarte

ich noch einen Bekannten aus London.«
»Stimmt, das dritte Zimmer.« Der Mann klopfte den Reisigbesen aus und wünschte noch einen schönen Tag.
Das war er wirklich. Für Horace F. Sinclair kaum vorstellbar, dass hier irgendwo in der Nähe Unheil oder Grauen lauern könnte. Das wollte einfach nicht in seinen Kopf.
Er ging einige Schritte, bis er die Einmündung zur Hauptstraße erreicht hatte. Wer zu dieser Gaststätte und Pension wollte, der musste hier vorbei.
Einen dunklen BMW sah er nicht.
Gegen vierzehn Uhr - Sir James befand sich auf seinem Zimmer - hörte er ein kurzes Hupsignal.
Ohne das Auto gesehen zu haben, wusste er genau, wer angekommen war.
So schnell wie möglich lief er die Treppe hinab. »Suko, endlich! Da sind Sie ja!«
»Hallo, Mr. Sinclair.« Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. »Gut sehen Sie aus.«
»Ach, hören Sie doch auf, bitte.«
Der Wirt stand auch in der Nähe. »Soll ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen, Sir?«
»Gern.«
»Ich warte hier unten.«
Suko lächelte. »Bis dann, Mr. Sinclair.«
Horace F. Sinclair war ein Stein vom Herzen gefallen. Er wusste durch seinen Sohn über Sukos Qualitäten genau Bescheid und würde sich in seiner Nähe sicher fühlen.
Sehr schnell war Suko wieder da. Er machte tatsächlich einen frischen Eindruck, als wäre er nach einem langen Schlaf putzmunter aus dem Bett gestiegen.
»Northfield ist ein netter Ort, Mr. Sinclair. Ich frage mich, wo das Problem liegt.«
»Im Unsichtbaren noch.«
»Und wir sollen es sichtbar machen?«
»Ich weiß es nicht, Suko, aber ich möchte Ihnen vor der Fahrt einiges erklären.«
»Bitte.«
Die beiden Männer waren vor dem Haus geblieben, weil sie bei ihren Gesprächen keine Zeugen brauchen konnten. Suko redete nicht viel, er hörte gespannt zu, was ihm der alte Herr zu berichten hatte. Und das war spannend und rätselhaft zugleich.
»Und das stimmt alles?«
»Ja, Suko, jedes Wort. Für mich sind die beiden Männer der Schlüssel zum Geschehen.«

»Klar. Wie hießen sie noch?«
»Rami und Ray.«
»Ungewöhnlich. Finden Sie nicht auch?«
»Da gebe ich Ihnen Recht, Suko. Die beiden sind Künstler. Ich habe nur aus Erzählungen über sie etwas erfahren. Die scheinen mir sehr sensibel zu sein, was gewisse Dinge angeht.«
»Welche Dinge?«
»Druiden, Natur, Mystik«, zählte Sinclair auf.
Suko runzelte die Stirn. »Das ist etwas viel auf einmal, finde ich.«
»Kann ich nicht zustimmen. Es gibt sicherlich Menschen, die das alles in die Reihe bringen.«
»Zählt auch der Menschenaffe dazu?«
»Vielleicht zum Gebiet der Natur.« Suko überlegte, enthielt sich allerdings einer Antwort. Stattdessen kam er auf John zu sprechen.
»Der ist unterwegs. Und zwar ziemlich lange schon.«
»Sollten wir nicht zuerst nach ihm schauen?«
»Nein, Suko, so war es nicht abgemacht.«
»Okay, Mr. Sinclair, dann lassen Sie uns fahren. Kennen Sie denn den genauen Weg?«
»Augenblick noch. Ich werde mich erkundigen.« Er ließ Suko zurück und war kurze Zeit später wieder da.
»Das ist ganz einfach, Suko. Das einzige Domizil, das sich aus dem flachen Gelände erhebt. Wir können es nicht verfehlen.«
»Wunderbar.« Suko stieg ein und startete.
Horace F. Sinclair ließ sich noch etwas Zeit. In seinem Gesicht regte sich nichts. Er hoffte nur, dass Suko nicht merkte, dass er ein schlechtes Gewissen hatte.
Wenn John wüsste, dass er mitfuhr, würde er explodieren…

***

Die Bestie lauerte im Wald!
Sie stand zwischen den Bäumen. Ihr mächtiger Körper wirkte wie eingeklemmt, aber sie hatte sich nicht grundlos diesen Ort ausgesucht, der ein wenig erhöht lag.
Von dieser Stelle aus hatte sie einen guten Blick auf das flache, große Haus und den das Haus umschließenden Garten.
Genau dort wollte sie hin!
Sie war nach einem irre langen Schlaf erwacht. Wie auferstanden von den Toten. Sie hatte eine kalte Welt vorgefunden, eine Welt, die sie mochte, und auch jetzt stand sie im Schnee, der an einigen Stellen noch ziemlich dick lag und von der Sonne nicht weggetaut war.
Im Haus brannte der Kamin. Durch einen mächtigen Schornstein drang der blaugraue Rauch in die Luft. Um das Haus herum war kaum Schnee zu sehen, denn es lag gewissermaßen auf einem

Sonnenplateau, wo die Strahlen schon am frühen Morgen hinfielen.

Noch lauerte sie. Die Bestie hatte keinen Verstand, nur Instinkt, und der wiederum hatte sie zunächst in die Irre geleitet. Der erste Weg hatte sie ans Meer geführt, denn von dort, das wusste sie, würde die Botschaft kommen.

Schmecken, fühlen, riechen, das alles stellte die Bestie nicht vor Probleme. Und diese Eigenschaften hatte sie wieder entwickeln müssen. Dass dies passiert war, zeigte allein ihr Standort in der Nähe ihres neuen Ziels.

Aus allen Richtungen strömten ihr die neuen Eindrücke entgegen. Sie nahm die Natur auf, die mit ihr »redete«. Sie wusste Bescheid, und kein Sinn signalisierte Gefahr.

Deshalb lief sie vor.

Sie ging nicht so gebückt wie die normalen Menschenaffen. Ihr Gang war weicher, federnder, und sie hatte dabei sogar den Rücken ein wenig durchgedrückt. Diese Haltung unterschied sich kaum mehr von der eines normalen Menschen.

Den Wald hatte sie sehr schnell verlassen. Vor ihr lag das flache Gelände, es war leicht abschüssig.

Ihr grauer, mächtiger Körper stach sehr deutlich von der Umgebung ab.

Selbst aus einer größeren Entfernung hätte man sie jetzt sehen können. Niemand schien sich um sie zu kümmern. Nur vom Wohnhaus her irritierte sie das Blitzen. Als wäre ein Sonnenstrahl auf eine helle Scheibe gefallen oder gegen die Optik eines Feldstechers…

Sie huschte weiter.

Der Zaun stoppte einen normalen Besucher, doch nicht die Bestie. Sie setzte über den mit immergrünen Pflanzen bewachsenen Draht hinweg und duckte sich auf der anderen Seite zusammen. Hinter einem Windrad fand sie eine neue Deckung und wartete dort so lange ab, bis sich in einem Nebenhaus, das allerdings mit dem Hauptgebäude verbunden war, quietschend eine Tür öffnete.

Die Bestie richtete sich auf. Die breiten Nasenlöcher bewegten sich zitternd, als sie witterte und nach einer Gefahr suchte. Wenig später war sie beruhigt. Das Wesen hatte den Eindruck, eine Heimat gefunden zu haben, und ging mit normalen Bewegungen auf die Tür zu.

Dahinter hatte jemand gewartet und den fremden Gast genau unter Kontrolle gehalten.

Ein Arm erschien, eine winkende Hand. Einen Moment später war die Bestie verschwunden.

Krachend fiel die Tür zu!

***

Der Krake hielt das Schiff umklammert!

Ich stand auf dem Deck, rührte mich nicht, da ich fürchtete, dass jede Bewegung, die ich tat, falsch verstanden werden könnte.

Es war verrückt, aber mir schossen zahlreiche Gedanken durch den Kopf, die sich mit Seeungeheuern, gewaltigen Schlangen und Riesenfischen beschäftigten.

In letzter Zeit war wieder viel darüber geschrieben worden. Was daran stimmte, konnte ich nicht sagen, jedenfalls fühlte ich mich verdammt unwohl.

Der Krake kannte kein Pardon. Der Körper bestand aus einer gewaltigen, glibberigen, geleeartigen Masse, in die große, starre Glotzaugen hineingedrückt worden waren.

Wie der Körper, so die Tentakel.

Man konnte sie nur als Greifer eines Riesen bezeichnen, die mit einer unwahrscheinlichen Kraft gefüllt waren. Da hielten selbst Mauern nicht stand.

Er musste das Schiff in seiner gesamten Breite und Tiefe erfasst haben, und als er seinen mächtigen Körper anhob, da vibrierte das gesamte Schiff. Es segelte auch nicht mehr, obwohl der Wind in die Tücher hineinfuhr und sie weit blähte.

Ich konnte hier nicht ewig stehen bleiben und darauf warten, dass es der Krake schaffte, das Schiff zu zerquetschen. Er musste bekämpft werden, und er wäre nicht der erste Krake gewesen, dem ich mich gestellt hätte. Vor Jahren hatte ich in Rio gegen einen höllischen Kraken gefightet, und auch einmal gegen den siebenarmigen Tod.

Seine Tentakel bewegten sich an den Spitzen. Sie hingen so weit über die Bordwand hinweg, dass sie wie nasse Lappen auf die Planken schlugen und an den getroffenen Stellen einen hellen Schleim hinterließen. Dabei bewegte sich nicht nur ein Tentakel, sie alle rückten langsam vor und hatten sich mich als Opfer ausgesucht.

Ich konnte mir ausrechnen, wann mich der Erste erreicht hatte und packen würde.

Das Krachen der Knochen empfand ich als eine Musik, auf die ich gern verzichten wollte. Diese schleimigen Tentakel waren voll und ganz auf mich fixiert. Sie tasteten sich heran, sie schmatzten leise, wenn sie sich bewegten. Zwei Glotzaugen oberhalb der Bugspitze schienen alles mit einem sadistischen Vergnügen zu beobachten.

Das wiederum brachte mich auf eine Idee. Wenn ich mich recht erinnerte, hatte ich den Kranken damals in Rio mit dem geweihten Silberdolch angegriffen und ihm die Klinge in die Augen gerammt. Wahrscheinlich war es die einzige Möglichkeit überhaupt, eine derartige Bestie zu stoppen.

Oder man musste ihr geweihte Silberkugeln in die Augen schießen.

Es würde für mich nicht einfach werden, die Augen zu treffen, da

sich das Schiff bewegte. Es zitterte leicht, es schwankte, die Bohlen kamen mir plötzlich weich wie Butter vor.

Bevor ich recht darüber nachdenken konnte, hielt ich die Beretta bereits in der Hand. Mit ihr ging ich vor, weil es einfach sicherer war, wenn ich die Distanz verkürzte.

Der Kopf sah aus wie ein Gebilde, das noch um seine Festigkeit kämpfte. Die Masse bewegte sich in ihrem Innern. Sie zitterte, sie rollte, sie warf sogar Schlieren, jedenfalls hatte ich den Eindruck.

Und in all diesem Zeug standen die Augen wie zwei ruhende Pole. Auf mich wirkten sie wie mit Eiskörnern gefüllt.

Plötzlich zuckte von der rechten Seite her ein Tentakel vor. Ich bemerkte es im letzten Augenblick und konnte noch hochspringen, sonst hätte sich das Ding um meinen Knöchel gedreht.

Dieser Angriff bewies mir gleichzeitig, dass es verdammt Zeit wurde, etwas zu unternehmen.

Die mächtige Segelstange im Rücken, blieb ich stehen und visierte das linke Auge an.

Kimme, Korn - schoss es mir durch den Kopf. Die Schusshand ruhig halten, um Himmels willen, nichts verreißen, dann wäre alles vorbei gewesen. Keinen Fehlschuss!

Ich war plötzlich eiskalt wie immer in derartigen Momenten, wenn es wirklich darauf ankam.

Da hörte ich die Schritte.

Die Geräusche passten mir nicht, ich wollte sie aus meinem Kopf vertreiben, was ich aber nicht schaffte. Sie waren einfach da, hinter mir kamen sie näher, und sie bewegten sich mit einer verfluchten Regelmäßigkeit.

Kein Schuss mehr, den Kraken vergessen, die anderen Dinge waren wichtiger geworden.

Ich drehte mich um.

Meine Augen weiteten sich. Ich hielt es schon für eine Halluzination, aber es war keine.

Vor mir stand der Totengott!

***

»Rami und Ray beschwören auf ihrem Landsitz mit unverbrauchten Inszenierungen alte Mythen und Sagen.«

»Sehr gut gesprochen, Mr. Sinclair.«

Horace F. lachte. »Stammt aber nicht von mir. Den Satz habe ich in Northfield aufgefangen.«

»Die Leute dort müssen es ja wissen.«

»Davon kann man ausgehen.«

»Wissen Sie denn, wie die Bewohner zu diesen außergewöhnlichen Exemplaren der Rasse Homo sapiens in ihrer unmittelbaren Nähe

stehen? Werden sie bewundert, werden sie abgelehnt…?«

»Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, Suko. Ich nehme an, dass man sie respektiert.«

»Ja, sie fallen auf und stechen ab. In London würde man sie als Aussteiger bezeichnen.«

Sinclair nickte. »Sie haben Recht. Oder fast. Ich nehme an, dass sich die beiden nicht von Luft und Liebe ernähren. Sie werden ihre Kunstwerke verkaufen müssen.«

»Wer stellt sich so etwas in die Wohnung?«

»Bestimmt kaum jemand. Es sei denn, die Unikate sind klein genug. Ansonsten sind sie mehr für die Gärten geschaffen. Ich werde jedenfalls bei ihnen als interessierter Kunde auftreten.«

»Das ist gut, Mr. Sinclair.«

Sie hatten den Ort längst hinter sich gelassen und rollten durch das ruhige Land. In Richtung Westen stieg es an, da standen schon die Berge wie Wächter aus Granit.

Zum Refugium musste man hinfinden. Es gab kein Hinweisschild für Autofahrer. Die Gegend war ungewöhnlich mit ihrem hohen Himmel und der darunter liegenden Einsamkeit. Man konnte den Eindruck haben, durch ein weites Land zu fahren, das von einer noch größeren Glocke überstülpt worden war.

Das Haus selbst stand in der Ebene wie ein Kunstwerk. Es passte eigentlich nicht dorthin, weil es die Monotonie der Landschaft unterbrach. Doch es war gleichzeitig gut, dass es dort stand und so wirkte wie ein magischer Fixpunkt. Es wirkte leicht und gleichzeitig schwer, und es war umgeben von einer Hecke, die ein Drahtgeflecht überwucherte, das jetzt, im Winter, an einigen Stellen frei lag.

Das Haus selbst sah ziemlich normal aus. Fachwerk außen, ein normales Dach, ein Anbau, alles umgeben von einem großen Garten mit seltsam krumm gewachsenen Bäumen, die von einem mächtigen Windrad überragt wurden.

Die erste Überraschung erwartete beide Männer am Eingang. Ein Tor öffnete sich ihnen, doch es hatte keine normalen Flügel. Sie waren gebaut wie die Schwingen der Engel, bestanden aus Metall, das in Schichten übereinander und versetzt lag, sodass der Betrachter den Eindruck gewann, auf stilisierte Federn zu schauen, die an ihren abgerundeten Enden eine Schicht aus Blattgold zeigten.

»Na denn«, sagte Horace F. Sinclair und runzelte die Stirn. »Ich bin gespannt, ob es tatsächlich die beiden sind, die uns überfallen haben. Ich konnte so gut wie nichts erkennen, weil sie die Lederkleidung trugen.«

»Sie kamen doch auf Motorrädern.«

»Die kann ich leider auch nicht entdecken.«

Suko nickte. »Keine Panik, Mr. Sinclair, das bekommen wir alles

schon in die Reihe.«

Sie rollten auf das Haus zu und stellten den BMW neben einem VW-Transporter ab, dessen Farbe ein rostiges Rot zeigte. Beide Männer gingen davon aus, dass sie beobachtet worden waren, taten völlig normal und auch entsprechend neugierig, als sie den Wagen verließen und sich umschauten.

Dabei musste ihnen einfach die Bank auffallen, die vor dem Haus stand. Sie war etwas Besonderes.

Aus einem rohen Baumstamm geformt und an den Enden wiederum mit zwei Flügeln versehen.

Dieses Motiv war wohl so etwas wie das Grundmotiv der beiden Künstler, das sich bei ihnen ständig wiederholte. Kleine Fenster bestückten die breite Hausfront, der Boden war weich und mit Gras bedeckt. Der größte Teil des Grundstücks lag jedoch hinter dem Haus, wo sich der Garten anschloss.

»Keine Maschinen zu sehen«, murmelte Horace F. Sinclair und lächelte dabei wissend.

»Die werden sie schon versteckt haben«, sagte Suko. »Hätte ich auch an ihrer Stelle gemacht.«

»Mal schauen, aber…«

»Guten Tag, die Herren!«

Die beiden hatten dem Eingang ihre Rücken zugedreht und deshalb nicht gesehen, dass sich die Tür geöffnet und ein Mann das Haus verlassen hatte, um sie zu begrüßen.

Sie drehten sich gemeinsam.

Ein dunkelhaariger Mann stand vor ihnen. Er war noch jung, etwa fünfundzwanzig. Sein Gesicht zeigte einen weichen, etwas mädchenhaften Ausdruck. Die Lippen, ebenfalls sehr fraulich wirkend, waren zu einem Lächeln verzogen. Braune Augen fielen auf, und Horace F. fragte sich, ob ein derartiger Mensch überhaupt in der Lage war, gegen einen anderen Gewalt einzusetzen.

Das Haar zeichnete in weichen Linien den Kopf nach. Es war sehr füllig gekämmt und wurde von einem hellen Stirnband gehalten, auf dessen Vorderseite kleine goldene Zeichen oder Buchstaben schimmerten. Der Mann trug Jeans und einen weichen Kaschmir-Pullover mit einem angedeuteten Rollkragen. Seine Füße verschwanden in Gebilden, die aussahen wie weiche Pantoffeln.

Er gab mit keiner Regung zu erkennen, dass er einen der beiden Männer erkannt hatte. Sein Lächeln blieb freundlich und etwas abwartend.

Horace F. Sinclair zeigte sich beeindruckt, was er auch durch sein mehrmaliges Nicken andeutete.

»Diese Bank ist einfach wunderbar«, sagte er.

»So etwas habe ich noch nie zuvor gesehen.«

»Das kann ich mir denken.« Die Stimme klang weich. »Es ist ein Unikat. Alles, was Sie hier sehen, sind Unikate und nur für uns hergestellt. Wir machen Kunst, die uns gefällt.«

»Das sehe ich. Ach, sagen Sie, was bedeutet diese Bank? Man schafft ja keine Kunst ohne Hintersinn.«

»Das haben Sie gut gesagt, Mister…«

»Mein Name ist Horace F. Sinclair. Pardon, dass ich mich nicht vorstellte. Mein Begleiter heißt Suko.«

»Angenehm. Ich bin Rami.«

»Ja, wir hörten von Ihnen.«

Rami erwiderte nichts. Stattdessen kam er wieder auf die Bank zu sprechen. »Sie ist unser Lieblingsplatz. Wir haben sie aus einem Baumstamm geformt.« Er strich mit der rechten Handfläche darüber hinweg. »Wenn Sie sich die Bank genau anschauen, werden Sie feststellen, dass sie eine Botschaft vermittelt. Der Erde verbunden, aber dem Himmel nah.« Er legte eine Pause ein, um die Worte wirken zu lassen.

»Das ist gut«, sagte Suko. »Das finde ich sehr gut. Genau die treffende Bezeichnung für dieses Kunstwerk. Verkäuflich ist die Bank wohl nicht, wenn ich mal fragen darf?«

Rami lachte. »Da haben Sie Recht, diese Bank verkaufen wir nicht. Das Grundmotiv unserer Arbeiten haben Sie ja gesehen. Es sind immer die Flügel aus Metall, verziert mit Blattgold.«

»Stilisierte Engel, nicht wahr?«

»Richtig, Mr. Sinclair.«

»Weshalb gerade Engel?«, fragte Suko.

»Weil sie etwas Einmaliges sind. Sie sind das, was wir zu erreichen hoffen. Wir möchten hineingleiten in den Zustand zwischen sicht- und unsichtbar. Wir möchten sie erleben, wir möchten irgendwann einmal ihre Stufe erreichen.«

»Das stelle ich mir schwer vor«, sagte Suko.

»Es ist nicht einfach. Man muss nur sein Leben darauf abstellen. Man muss ein Stück der Natur sein. Wenn man das geworden ist, kann man in die Natur hineinlauschen und feststellen, dass sie sogar in der Lage ist zu sprechen.«

»Mit für uns unhörbaren Stimmen.«

»Nein, Suko. Es kommt auf den einzelnen Menschen und dessen Bereitschaft sowie Lernwilligkeit an. Wenn beide Faktoren zusammentreffen, ist der Kontakt zu den Geistern der Natur und auch zu den Engeln garantiert. Das alles kann man nicht übers Knie brechen, es dauert seine Zeit, doch wenn man so weit ist, dann öffnet sich dem Menschen das All. Dann erst sieht man klar, dann ist die Blockade durchbrochen. Wir versuchen mit unserer Kunst, uns und der Nachwelt davon ein Stück mitzugeben. Ich weiß, dass es nicht einfach

für einen Menschen ist, dies zu begreifen, aber es sind Tatsachen.«

»Das könnte stimmen.«

Rami lächelte. »Sie wundern sich bestimmt darüber, dass ich Ihnen alles so haarklein berichte. Ich sehe Sie als Käufer an. Jeder, der bei uns etwas erwerben will, soll darüber informiert werden, welchen Hintergrund die Kunstwerke haben. Wir sehen auch unser Haus als ein Kunstwerk an, als eine Performance. Wenn Sie die Räume besichtigen wollen, werden Sie mehr darüber sehen.«

»Das hatten wir eigentlich vor«, sagte Horace F. Sinclair und schaute Suko fragend an.

»Natürlich.«

Rami drehte sich um. »Dann darf ich Sie bitten«, sagte er und drückte die Haustür auf.

Horace F. Sinclair runzelte die Stirn. Ihn hatten die Erklärungen nicht so überzeugen können. Er war viel zu sehr Realist und hatte zu diesen Welten keine Draht.

Das Haus öffnete sich ihnen. Es war wie eine Muschel, die allmählich aufgeklappt wurde, um ihre Überraschungen preiszugeben. Die beiden Männer betraten eine Bühne, eine Bühne mit sehr heller Dekoration, auf der die Farben Weiß, Beige und Zimt überwogen. Dabei ließen sie jeglichen Prunk vermissen, denn die Einrichtung bestand aus einer schon bestechenden Schlichtheit.

Der helle Stein, die hellen Wände, das ebenfalls helle Holz, das so aufgestapelt lag und schon wieder ein Kunstwerk für sich bildete, Stoffe, weich, weit und fließend, die wie dünne Schleier von der Decke hingen oder den einen Raum vom anderen trennten. Es waren keine Türen vorhanden, nichts trennte, der eine Raum ging in den anderen über, als bestünde er ebenfalls aus Stoff.

Es herrschten die natürlichen Lichtquellen vor. Fenster, durch die Sonnenstrahlen fielen. Ein Feuer, das geheimnisvoll knisternd in einem Steinkamin an der Wand flackerte. Im rechten Winkel dazu eine weiße Kommode mit geschwungenen Beinen. Auf der Platte standen Metallkelche mit einer glänzenden Außenhaut, umrahmt von zwei säulenartigen Lichtobjekten, die Teile eines Vorhangs darstellen sollten, hinter dem sich Kerzen verbargen.

Tatsächlich eine Welt für sich.

Rami war stehen geblieben und ließ die beiden Besucher in Ruhe. Dieses Design musste der Fremde erst auf sich einwirken lassen. Er musste mit ihm vertraut werden, denn es war durch den Eintritt aus seinem normalen Leben herausgerissen worden.

»Metall, Holz und Stein«, sagte Mr. Sinclair. »Haben Sie da an eine Symbiose gedacht?«

»Wir wollen die Kraft spüren«, gab Rami zu.

»Welche Kraft?«

»Es ist eine Kraft, die im Ungleichen verborgen liegt. Spannung und Kraft bilden den normalerweise nicht sichtbaren Bogen. Wir aber haben versucht, ihn existent zu machen. Es dauerte eine Weile, und es war nicht einfach für uns, aber wir hatten die entsprechenden Eingebungen und sind damit sehr zufrieden.«

»Sie reden im Plural«, sagte Suko. »Ist Ihr Freund und Künstler-Kollege ebenfalls hier?«

»Ja, er kommt gleich.«

Es war wie ein Stichwort, denn die beiden Besucher hörten plötzlich die weichen Schritte. Eines der Tücher bewegte sich, als es von der Hand des Mannes berührt wurde, dann hatte Ray seinen Auftritt.

Er kam wie ein Tänzer, der im Hintergrund gewartet hatte. Zuerst zeichnete sich sein Schatten hinter einem der Vorhänge ab. Duftig und leicht schwebte der Stoff vor dem Durchgang. Dann bewegte er sich und wallte wie eine Wolke vor.

Ray blieb für einen Moment stehen, den Blick verklärt, die Augen leicht verdreht, den Mund zu einem Lächeln verzogen. Dieser Mann war fast eine Kopie von Rami, nur hatte er blonde Haare, die von einem dunklen Stirnband aus weichem Samt in Form gehalten wurden. Auch sein Gesicht zeigte einen sanften Ausdruck. Er hatte etwas Engelhaftes an sich, und weiche Augen schauten in die Welt.

Die dunkle Hose, der lachsfarbene Pullover, Ketten an den Handgelenken, die klingelten, wenn er den Arm bewegte, dann änderte sich sein Blick, er wurde fragend.

»Sie sind Kunden, Ray«, erklärte Rami.

»Aha.«

Horace F. Sinclair überlegte verzweifelt, ob er tatsächlich von diesen beiden Männern attackiert worden war. Wenn er sich die Typen so ansah, konnte er sich kaum vorstellen, dass sie zu Gewalttätigkeiten neigten. Sie sahen einfach zu harmlos aus.

»Geben wir denn etwas ab?«

»Das eine oder andere Stück schon.«

Ray nickte. »Du muss es wissen, Bruder.«

»Sie sind Geschwister?« fragte Sinclair senior.

»Geschwister im Geiste«, meinte Rami, ohne näher darauf einzugehen, was er meinte.

»Ich habe den Tee fertig«, meldete sich Ray. »Wenn Sie eine Tasse mit uns trinken wollen…?«

Suko schaute Sinclair an, beide nickten.

»Dann darf ich Sie bitten.« Ray ging vor. Die Wolke aus weichem Stoff schwang zur Seite. Dahinter lag ein Flur ohne Fenster, dafür mit sehr hellen Wänden, an denen Metallbilder hingen, die wiederum einen leichten Goldstich zeigten und deshalb wertvoller aussahen, als sie es tatsächlich waren.

Formen, mal geometrisch streng, mal geschwungen, auch maskenhaft, dann lieblich, mal als Wellen auslaufend, als hätte Flusswasser eine goldene Oberfläche geschaffen.

Sinclair senior und Suko gaben sich sehr interessiert. Sie blieben vor jedem Kunstwerk stehen, nickten und erkundigten sich auch, ob die Bilder verkäuflich waren.

»Manche schon«, gab Rami zu. »Aber da müssten wir uns erst besprechen. Wir geben nur Unikate ab, wenn wir beide der Meinung sind, dass wir es uns leisten können.«

»Das kann ich verstehen.«

Dieses Haus barg zahlreiche Überraschungen. Suko und der pensionierte Anwalt sahen es wenig später, als sie den hinteren Teil des Hauses betraten.

Dort öffnete sich ihnen ein Anbau, ein herrlicher Wintergarten, ein kleiner Palast aus Glas.

Beide Besucher zeigten sich beeindruckt. Man fühlte sich wie mitten in der Natur und war trotzdem geschützt.

Sitzmöbel aus hellem Holz oder beigefarbenem Stein, bedeckt mit bunten Kissen, die weiche Farben zeigten und Motive, die ornamentartig ineinander liefen. Das helle Grün breiter und hoher Pflanzen gab den Kontrast. Auf einem viereckigen Tisch standen Tassen bereit sowie eine mit Tee gefüllte Kanne. Wer sich dort hinsetzen wollte, musste auf Sitzkissen Platz finden, was Horace F. Sinclair schwerer fiel als Suko.

Natürlich waren auch hier die Kunstwerke vertreten. Eines fiel besonders auf und trug den Namen.

»Der verhexte Spiegel«, wie Rami erklärte, weil ihm die interessierten Blicke der Besucher nicht entgangen waren.

Es war ein dreieckiger Spiegel, bemalt mit lodernden goldenen Flammen. Vor ihm stand ein Schemel, über dem ein weiches Brokattuch lag, das sich vor dem Sitzmöbel wie eine Wasserlache ausbreitete.

Auf dem Stoff lagen Federn, wiederum als Engelsflügel geformt. Man traf sie eben überall.

»Ein Prunkstück«, erklärte Rami, »auf das wir besonders stolz sind.«

»Und es ist unverkäuflich«, fügte Ray hinzu, während er den Tee einschenkte, der eine grüne Farbe hatte.

»Schade«, murmelte Suko.

»Wir werden sicherlich etwas für Sie finden. Davon bin ich überzeugt.« Rami lächelte und hob die schmale Tasse an, deren Rand ebenfalls ein Blattgoldstreifen zierte.

Auch die beiden Besucher tranken. Horace F. Sinclair, der sich auskannte, was Tee betraf, hatte Mühe, das Verziehen des Gesichts zu unterdrücken, denn ihm war der Tee einfach zu bitter. Stattdessen

nickte er und erkundigte sich, was das genau für ein Tee wäre.
»Wir haben die Mischung selbst komponiert.« Stolz schwang in Rays Stimme mit. »Es hat Jahre gedauert, bis wir es schafften, dass die einzelne Ingredienzien perfekt zueinander passten. Wir finden, dass uns diese Komposition gelungen ist.«
»Jaaa - nicht schlecht.«
Auch Suko lobte den Tee, fragte dann nach den Lebensinhalten der beiden Künstler.
»Wie meinen Sie das?« Ray schaute den Inspektor an.
»Ich habe den Eindruck gewonnen, als wollten Sie beide neue Wege finden, um Grenzen zu überwinden. In dieser Welt bleiben, sie jedoch durchlässig machen, um Kontakt zu anderen zu finden. Zu fremden Reichen, zu fremden Welten…«
Die beiden schauten sich bedeutungsvoll an. Für Suko ein Beweis, dass er sich auf der richtigen Fährte befand.
»Ist es so?«
Rami gab die Antwort. »In der Tat. Wir sind dabei, Geschichten zu erzählen. Dieses Haus ist eine Geschichte, eine Legende. Sie dürfen nicht vergessen, dass wir Kelten sind. Wir haben unsere Heimat Frankreich verlassen, um uns hier verwirklichen zu können. In unserem Blut wird das Wissen eines alten Volkes mittransportiert.«
Suko nickte. »Das verstehe ich«, murmelte er. »Auch das Wissen der alten Druiden?«
Die beiden blickten sich an, sie lächelten, doch ihre Augen waren wachsamer geworden.
»Kennen Sie etwas davon?«
»Das kann man sagen.«
Ray hob eine Tasse an, trank aber nicht, sondern behielt sie in der Hand und fragte: »Was bitte?«
»Aibon…?«
Suko hatte den Namen bewusst ausgesprochen und wartete gespannt auf die Reaktion der Künstler, die nicht ausblieb.
Sie ließen sich allerdings Zeit, tranken den Tee in kleinen Schlucken, lächelten hintersinnig und räusperten sich.
»Ja, Aibon«, wiederholte Suko.
Rami schaute nach draußen, als stünde dort die Antwort am Himmel. »Nicht jeder kennt das Paradies der Druiden. Wer darüber Bescheid weiß, muss schon zu den außergewöhnlichen Menschen zählen, finde ich.«
»Die bei Ihnen beiden richtig sind«, erklärte Horace F. Sinclair. »So ist es doch - oder?«
Die Künstler blieben zunächst stumm. Sie mussten nachdenken. Die Offenheit der beiden Besucher hatte sie aus dem Konzept gebracht. Nun musste improvisiert werden.

Ray nickte seinem Partner zu, sodass der wieder das Wort übernehmen konnte. »Was wollen Sie hier bei uns? Sie sind bestimmt nicht gekommen, um einige Kunstwerke zu erwerben?«

»Das sicherlich nicht.« Suko war ehrlich. »Vielleicht suchen wir eine Spur, einen Weg, der uns in das geheimnisvolle Land zwischen den Welten führt. Aibon ist nicht mehr untergetaucht, wie es einmal war. Es gibt heute mehr Menschen, die darüber Bescheid wissen. Sie gehören auch dazu, nehme ich an, wobei ich nicht weiß, ob sie schon den Weg in das Druiden-Paradies entdeckt haben.«

»Warum gerade wir?«, fragte Ray.

Suko lächelte. »Wenn ich mich hier umschaue und die Antworten auf meine Fragen richtig interpretiere, dann muss ich ehrlich gestehen, dass Sie so etwas wie eine Basis vorbereitet haben. Sie versuchen, den Weg zu finden, die Verbindungen zwischen den beiden Welten herzustellen. Sie wissen bestimmt, dass es Tore gibt, die nach Aibon führen, die aber nicht jedem zugänglich sind.«

»Euch schon?«

»Das ist jetzt nicht das Thema. Wir sind überzeugt davon, dass wir hier in der Nähe einen Weg finden.«

Rami und Ray breiteten die Arme aus, was wie einstudiert wirkte. »Schauen Sie sich um. Wir streiten nicht ab, dass dieses Druiden-Paradies existiert, aber das Tor dazu…«

»Kann auch etwas entfernt liegen.«

»Ach ja?«

»In einer Mulde. Ziemlich nahe der Küste«, erklärte Horace F. Sinclair.

Die Künstler saßen unbeweglich. Sie selbst schienen zu Skulpturen geworden zu sein. Keiner von ihnen sprach. Nicht einmal die Haut an den Wangen zuckte.

»Habe ich Recht?«

»Sie wissen viel.«

»Ja, Rami. Es kann sein, dass ich noch mehr weiß. Da gab es zwei Motorradfahrer, die meinen Sohn und mich angriffen. Könnte ich diesen beiden gegenübersitzen?«

Sie schwiegen, was Suko und Horace F. Sinclair als Antwort reichte. Es waren Rami und Ray, die hier die Fäden in den Händen hielten. So ungewöhnlich und harmlos ihr Haus auch aussah, es konnte auch eine tödliche Falle sein.

»Was suchen Sie hier?«

Horace F. Sinclair fühlte sich angesprochen und gab auch die Antwort. »Es ist ganz einfach. Wir suchen nach Motiven. Warum hat man meinen Sohn und mich angegriffen? Weshalb leben Sie hier? Und was bedeutete unsere freie Sicht in eine andere Welt? Mein Sohn hat dort ein Schiff gesehen, einen gewaltigen Kraken, einen Totengott und

eine Bestie, die Ähnlichkeit mit einem riesigen Menschenaffen aufweist, der wiederum existieren muss, denn er hat einen Mann namens Jim Greenwood schwer verletzt. Da muss es Zusammenhänge geben.«

»Vielleicht«, gab Rami zu.

»Sie wissen also Bescheid?«

»Man weiß nie genug«, erklärte Ray mit sanfter Stimme. »Da sind wir Menschen den Göttern unterlegen.« Er fuhr mit den Fingerspitzen über sein Stirnband. »Eines jedoch stimmt: Viele Menschen sind Suchende. Wir sind es ebenfalls, und wir sind gleichzeitig Künstler, die den Weg ins Paradies auf Grund unserer künstlerischen Gestaltung suchen. Jedes Objekt, das wir schufen, ist eine Botschaft in die andere Welt. Sie soll verstanden werden. Aibon, das Paradies der Druiden, soll merken, wie nahe wir ihm gekommen sind. Es gibt die Mulde, das stimmt, denn sie allein ist wichtig.«

»Für euch?«, fragte Suko.

»Nicht nur…«

»Für wen noch?«

»Es ist ein uralter Platz. Ein Ort der Geheimnisse, ein Ort der Gerechtigkeit. Dort hat ein mächtiger Druide gesessen, ein Totengott, der geflohen ist, weil Menschen kamen und die Eiche, diesen wichtigen Baum, kurzerhand fällten. Er starb nicht, er, floh nur, aber er wird wieder zurückkehren, denn dieses Gebiet hat zwar ihn und die Eiche verloren, aber nicht die alte Magie. Aibon hält noch immer seine Hand ausgestreckt. Das solltet ihr auch wissen.«

Suko fasste noch einmal zusammen. »Dann existiert der Totengott ebenso wie das Leichenschiff der Druiden, der Krake oder die Bestie, die an einen Menschenaffen erinnert.«

»Das ist richtig.«

Sinclair und Suko schauten sich an. Horace F. Sinclair überließ dem Inspektor das Reden. Die beiden Männer merkten, dass sie sich nicht mehr allzu weit vom Ziel entfernt befanden. »Wann soll die Rückkehr erfolgen?«

»In der nächsten Nacht«, antwortete Rami.

»Wie?«

»Sie werden aus dem Tunnel der Zeiten erscheinen und ihren Platz wieder einnehmen. Der Totengott, der vor langer Zeit über das Meer fuhr und nun im Strom der Zeiten an seinen alten Platz gebracht wird, um dort seine Aufgabe wieder wahrnehmen zu können.«

»Als Richter, als Berater, als Lehrer…«

»Genau«, flüsterte Ray.

Suko wehrte ab. »Ich kann da nicht folgen. Fehlt dort nicht etwas? Die Eiche, meine ich?«

»Sie wird von uns gepflanzt werden. Wir werden der Erde und ihm

einen neuen Baum geben, damit alles seine Richtigkeit hat. Die Vorbereitungen sind abgeschlossen…«

»Und die Bestie?«

»Sie stammt aus den tiefen Wäldern des Landes Aibon. Sie ist uralt, sie hat den Totengott damals bewacht, und sie kehrte als Erste zurück. Nur auf einem anderen Weg als er.«

»Dann gibt es sie?«

»Ja.«

»Hier in der Nähe?«

Ray lächelte. »Wir werden ihr Bescheid geben, wenn die Zeit dafür reif ist.«

»Bei Anbruch der Nacht, nehme ich an.«

»Du hast sehr gut zugehört.«

Suko überlegte, ob er den Versuch unternehmen sollte, die beiden zu einer weiteren Aussage zu zwingen. Doch das hatte keinen Sinn, sie würden nicht von dem einmal eingeschlagenen Weg abgehen. Deshalb kam er noch einmal auf das Leichenschiff zu sprechen und erkundigte sich, wo er es finden konnte.

Rami breitete seine Arme aus. »Es ist unterwegs, Suko. Es befindet sich auf der Reise durch die Zeiten, und es wird bald an einem bestimmten Ort anlegen, wenn Aibon es geschafft hat, sich zu öffnen. Mehr kann ich euch nicht sagen.«

»Das muss die Mulde sein«, flüsterte Horace F. Sinclair. »Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Denke ich auch.«

Die Künstler hatten die Unterhaltung verstanden. »Wir sagen weder ja noch nein. Nur so viel: Aibon ist überall, aber nicht an jeder Stelle gibt es einen Zugang. Es bedarf der langen Vorbereitung. Wir haben Jahre gebraucht, um das hier aufzubauen, und wir stehen nun vor der großen Ernte. Wir können euch nur raten, nicht weiter zu forschen. Was einmal war, wird wieder sein, ganz einfach.«

»Die Zeit der Druiden ist vorbei«, erklärte Sinclair.

»Nein, sie wird zurückkehren. Das ist der große Irrtum der Menschen. Sie sind einfach zu überheblich. Sie wollen es nicht glauben, und sie ahnen nicht, wie sehr sie sich irren. Die Druiden kehren zurück. Überall auf der Insel gibt es Gruppen und Grüppchen, die sich wieder an die alten Kräfte erinnern. Wir selbst haben es damals in unserer Heimat Frankreich schon gespürt, sie sind nicht aufzuhalten, denn sie erscheinen wie ein Sturmwind. Das alles müsst ihr wissen. Und es wird euch nicht gelingen, sie aufzuhalten.«

Suko schloss für einen Moment die Augen. Was man ihnen da erklärt hatte, konnte nicht einfach weggewischt werden. Er wusste selbst, dass die alten Religionen einen großen Aufschwung genommen hatten. Mochten die Motive auch noch so positiv sein, eine Gefahr

blieb immer zurück. Sie konnten leicht von irgendwelchen Menschen ausgenutzt werden, die es nicht so gut meinten.

»Welche Rolle genau spielt ihr dabei?«

Ray lächelte versonnen. »Wir werden die Lehren des Totengottes annehmen, wenn sein Leichenschiff angelegt hat. Wir werden genau zuhören und sein Credo verbreiten. Wir werden dafür sorgen, dass die Druiden wieder ihre alte Macht zurückerhalten.«

»Auch mit Gewalt?«

»Wenn es nicht anders geht, schon.«

»Wie durch die Bestie!«

Ray und Rami erhoben sich. »Wir beide glauben, dass unser Gespräch beendet ist. Außerdem müssen wir uns um eigene Dinge kümmern. Sie wissen nun Bescheid, richten Sie sich danach.«

Horace F. Sinclair räusperte sich. »Und ob wir Bescheid wissen. Gehen Sie davon aus, dass wir uns danach richten werden.« Er wollte noch etwas hinzufügen, sah Sukos warnenden Blick und schwieg.

»Wir finden allein hinaus«, sagte der Inspektor. »Und vielen Dank für den Tee.«

»Bitte sehr.«

Vor dem Haus atmete Sinclair senior tief durch. »Das war ein starkes Stück«, flüsterte er. »Ein verdammt starkes sogar. Was sagen Sie dazu, Suko?«

»Nicht viel.«

»Glauben Sie denn alles?«

Suko holte den Autoschlüssel aus der Jackentasche. »Ich sehe keine Veranlassung, den beiden nicht zu glauben.«

Sinclair stieg noch nicht ein, obwohl die Türen bereits offen waren. »Was wird geschehen?«

»Das kann ich nicht sagen, Mr. Sinclair. Jedenfalls sollten wir uns am heutigen Abend nahe der Mulde aufhalten.«

»Und meinem Sohn Bescheid geben.«

»Wenn Sie ihn finden, Mr. Sinclair.«

Horace F. stieg ein. Er sprach nicht und starrte mit düsterem Blick durch die Scheibe.

Suko startete. Der Motor sprang sofort an. Das klang wie Musik in den Ohren des Inspektors. Sie waren nicht angegriffen worden, es war praktisch nichts passiert, trotzdem wollte das bedrückende Gefühl bei ihm nicht weichen.

Da braute sich etwas zusammen. Die nächste Nacht würde entscheidend sein.

Als er startete, schaute er noch einmal zurück. Hinter einem der Fenster sah er eine Bewegung.

Dort standen Rami und Ray, um ihnen nachzuschauen. Suko hätte gern gewusst, was in ihren Köpfen vorging…

***

Der Totengott hatte den Platz im Bauch des Schiffes verlassen und sah aus wie eine Mensch gewordene Pflanze.

Den Kraken vergaß ich, er rührte sich auch nicht mehr, es war nur der Totengott, der auf dem Leichenschiff stand und allein durch seine Persönlichkeit das Deck ausfüllte.

Ob er mir feindlich gegenüberstand, konnte ich nicht erkennen. Zumindest war er in dieser Situation ein Neutrum für mich, ein Wesen zwischen Mensch und Pflanze, einfach ein Objekt.

Der Körper bestand aus dunkelgrünen Lianen, Pflanzen und auch Zweigen. Sie bildeten einen Wirrwarr, ein ineinander verschlungenes Etwas, von den Füßen bis zum Kopf, wobei ein Gesicht so gut wie nicht zu sehen war. Nur die Andeutung davon, denn ich entdeckte weder eine Nase, einen Mund noch Ohren, nur eben diese Pflanzen, die ineinander verschlungen waren wie grüne Riemen.

Eine ungewöhnliche Figur, ein Totengott, aber nicht ägyptisch, denn sein Aussehen wies mehr auf die Druiden hin, und damit auch irgendwie auf Aibon.

Ich wollte es genau wissen und holte mein Kreuz hervor. Kaum lag es auf der Hand, als der grüne Schein darüber hinwegflirrte und mir bewies, womit ich es zu tun hatte.

Also Aibon…

Er ging weiter. Es waren Bewegungen, die mir seltsam erschienen. Er ging, als bestünde er aus dickem Gummi, zudem leicht federnd, als wollte er sich bei jedem Schritt von den Planken abstoßen.

Er hatte auch Arme, Hände ebenfalls, und die streckte er aus, wobei er sie gleichzeitig spreizte.

Es war die Bewegung eines Zauberers, denn etwas veränderte sich. Es war nicht sichtbar zu merken, ich spürte nur, dass der Totengott die Macht über sein Leichenschiff bekommen hatte. Plötzlich konnte er auch reden. Seine Worte wirkten wie ein leises Flüstern, sie drangen irgendwo aus dem pflanzenartigen Gesicht und berichteten mir von der großen Befreiung und den alten Zeiten, die zurückgekommen waren.

»Was willst du denn?«

»Ich werde wieder meine alte Stelle einnehmen, wo ich vor mehr als tausend Jahren lehrte und Ratschläge gab. Die Zeit der Druiden ist reif. Die Menschen denken wieder. Damals hat ein Missionar die Eiche gefällt und mir meinen Hort geraubt. Sie konnten die Eiche zerstören, aber sie schafften es nicht, die Magie zu rauben. Sie hat die Jahre überstanden, und es bedurfte zweier Männer, um sie wieder an die Oberfläche zu locken. Die Männer sind erschienen, sie heißen Rami und Ray, sie werden alles vorbereitet haben. Und selbst der Schneemensch aus den Bergen wird wieder an meiner Seite sein.«

»Die Bestie?«

»Er ist keine Bestie, er ist ein Wächter. Er hat versucht, mich zu beschützen. Damals gab es noch einige Exemplare in den Bergen. Nur wenige Menschen wussten von ihm. Sie hielten sich zumeist versteckt. Als ich ging, da ging er auch. Ich gab ihm die Chance, nach Aibon abzutauchen und dort so lange zu warten, bis meine Zeit kam. Jetzt ist sie da, Fremder.«

»Du warst also in Aibon?«

»Ja, das Leichenschiff brachte mich dorthin. Der Eichenbaum verging, und auch ich veränderte mich. Ich wurde zu einem Stück Natur, zu einem Wesen zwischen Pflanze und Mensch, wie du sehen kannst. Aber ich werde wieder so werden wie damals, denn auch mein Beschützer hat das Paradies der Druiden verlassen.«

»Auf welcher Seite des Paradieses bist du gewesen?«

»Bei ihm.«

»Du meinst Guywano?«

»Ja.«

Da wusste ich Bescheid, denn Guywano gehörte der andere Teil des Paradieses, denn Aibon hatte, wie fast jede Welt, zwei Seiten. Eine wunderbare, eine friedliche, und eine, in der das Grauen Einzug gehalten hatte. Ich kannte beide Welten.

Da er sich in Guywanos Welt aufgehalten hatte, stand für mich fest, dass er mein Gegner war, aber das sagte ich ihm nicht. Stattdessen fragte ich nach dem Kraken.

»Er ist ebenso mein Beschützer wie der Schneemensch. Damals gab es sie noch, als Riesenkraken. Sie kamen aus der Aibon-Welt, um sich in den Meeren hier umzuschauen. Oft genug haben Seeleute von ihnen berichtet, aber die Menschen nahmen die Berichte nicht ernst. Sie irrten sich, wie du siehst. Der Krake ist hier, um das Leichenschiff der Druiden sicher an sein Ziel zu bringen.«

»In die Mulde hinein?«

»So ist es vorgesehen. Der kleine Baum wird in dieser Nacht gepflanzt werden. Er ist noch jung, wird aber rasch wachsen und den Menschen zeigen, dass die Vergangenheit sie eingeholt hat. Wenn du mich ansiehst, wirst du erkennen können, dass in mir die Kraft der Natur steckt, die Kraft und der Saft des alten Baumes geben mir das Recht zurück, wieder zu herrschen.«

»Kannst du dir vorstellen, dass sich die Zeiten verändert haben?«, fragte ich vorsichtig.

»Was gut war, wird immer gut bleiben. Da brauchen sich die Zeiten nicht zu verändern. So etwas wird überleben, das schwöre ich dir. Das Leichenschiff der Druiden hat auch überlebt, und es wird auch jetzt die Grenzen überwinden mit dir an Bord. Dich hat es schon gelockt. Ich habe gespürt, wie du die Spuren des Schneemenschen verfolgt

hast. Du bist ein besonderer Mensch, du weißt viel, und deshalb möchte ich auch, dass du auf diesem Schiff bleibst.«

»Und wenn ich es verlassen will?«

»Wird dich der Krake zerdrücken.«

Ich verzog den Mund. »Ja, das hatte ich mir schon gedacht. Gut, dann bleibe ich. Aber ich möchte genau wissen, wohin die Reise geht. Werden wir noch länger auf dem Meer bleiben?«

»Nein, wir werden hineinsegeln in die magische Zone. Hast du nicht das Bild in der Mulde gesehen?«

»In der Tat.«

»Es war die Probe für diese Nacht. Nur bist du diesmal dabei, ein Mensch, der nichts mit mir und meiner Magie direkt zu tun hat, aber sehr genau weiß, dass es sie gibt. Und du wirst wieder meine beiden Freunde kennen lernen, die du…«

»Sie wollten mich niederschlagen.«

»Es war nur zu deinem Besten.«

»Danke, das sehe ich anders.«

»Bleib hier an Bord, rühre dich nicht, denn die Zeit ist reif. Wir werden segeln und die Grenzen überschreiten. Wir beide kommen aus der Vergangenheit, doch nur ich bin so gut wie immer. Ich werde an meinen alten Platz zurückkehren und mit meinen Lehren fortfahren. Man kann mich nicht stoppen.«

»Das sind Guywanos Lehren, wie ich denke.«

»Ja, denn die Gruppen der Menschen wissen von ihm. Er selbst hält sich zurück. Er hat mich vorgeschickt, und meine Freunde Rami und Ray werden dafür sorgen, dass die Mulde zu einer Pilgerstätte meiner Anhänger werden wird.«

Er hatte es genau gesagt. Seine Arme breitete er aus und streckte sie gleichzeitig den weißen Segeln des Leichenschiffes entgegen. Es sah so aus, als hätte jemand in die Tücher hineingeblasen. Die Planken fingen an zu schwanken, durch das Schiff ging ein Ruck. Ich hatte Mühe, mich zu halten, und die Fangarme des Kraken rutschten wieder zurück. Gleichzeitig verschwand auch der Kopf. Er hielt das Schiff nicht mehr fest, würde es aber begleiten.

Ich war bis zur Reling zurückgewichen und klammerte mich dort fest. Der Wind brauste auch hier unten. Er wühlte sich in meine Haare hinein, spielte mit der Kleidung. Er war warm, als käme er direkt aus einem großen Föhn.

Für den Totengott wirkte dieser Wind wie Balsam. Er war glücklich. Seine Gestalt straffte sich.

Dann nickte er ins Leere hinein und schritt wie ein König über das Deck.

Sein Ziel war der Bug des Schiffes.

Dort blieb er stehen und schaute nach vorn, dem neuen und dem

alten Ziel entgegen…

***

Suko traute den beiden Künstlern nicht. Rami und Ray mochten zwar originell sein, aber sie waren gleichzeitig auf eine gewisse Art und Weise hinterlistig, und sie würden auf keinen Fall von ihren Plänen abgehen.

Horace F. Sinclair hatte dafür plädiert, zur Mulde zu fahren. Suko war auch nicht dagegen gewesen, nur hatte er sich einen anderen Plan zurechtgelegt und Sinclair senior gebeten, allein zu fahren und dort auf ihn zu warten.

»Kommen Sie denn?«

»Bestimmt, Mr. Sinclair.«

Horace F. war gefahren. Suko hatte ihm sogar den BMW überlassen, eine Geste, die bei ihm nicht oft vorkam. Hier aber hatte er es tun müssen, anders hätte er seinen Plan nicht in die Tat umsetzen können, und der war riskant genug.

Es war ihm gelungen, wieder zum Hort der beiden Künstler zurückzuschleichen. In der Nähe suchte er sich eine Deckung aus, wartete ab und bewegte sich erst, als sich die Dämmerung über das Land zu legen begann.

Suko hatte sich ein bestimmtes Ziel ausgesucht. Er rechnete damit, dass die beiden Männer ihr Refugium verlassen würden, und das sicherlich nicht zu Fuß.

Aus diesem Grund fasste Suko den VW-Transporter ins Auge, der schien ihn am geeignetsten zu sein. Er wollte nicht glauben, dass sich die beiden auf ihre Motorräder verließen.

Der Wagen stand noch so da, wie beim ersten Besuch. Er war nicht um einen Zentimeter bewegt worden. Hinter dem Fenster des Hauses leuchtete ein geheimnisvolles Licht. Es hatte einen goldenen Schein angenommen und wirkte wie eine überirdische Botschaft.

Geduckt huschte Suko auf sein Ziel zu und presste sich gegen die Außenhaut des Fahrzeugs.

Er wartete.

Nichts passierte. Weder Rami noch Ray war etwas aufgefallen. Für Suko ein gutes Omen. Er hoffte nur, dass er die hintere Tür anheben konnte, um in den Wagen zu klettern.

Eine Drehung am Griff reichte Suko aus, um die Klappe zu öffnen. Er konnte sie hochdrücken, was er noch nicht tat. Er wartete ab und schaute vorher zum Haus hinüber.

Dort blieb alles ruhig.

Eine Sekunde später kletterte Suko auf die Ladefläche. Von innen zog er die Tür wieder zu und bedauerte es, dass der Wagen keine Fenster an der Ladefläche hatte.

Wenn draußen etwas passierte, musste er sich ausschließlich auf sein Gehör verlassen.

Zunächst blieb es still. Suko lauschte nur seinem eigenen Atem nach. Er hatte sich hingesetzt und die Beine ausgestreckt. Mit dem Rücken lehnte er an der Trennwand zum Fahrerhaus. Über ihm befand sich ein schmales Fenster, durch das Suko bereits einen Blick in das Fahrerhaus geworfen hatte. Es war leer, und er hatte auch keine Waffe gesehen, was ihn schon beruhigte.

Natürlich drehten sich seine Gedanken um das Gespräch mit den beiden Künstlern. Sie hatten viel gesagt, gleichzeitig aber zu wenig. Nur eines hatte sich herauskristallisiert. Beide verließen sich auf diesen Schneemenschen oder was immer es für ein Geschöpf war. Suko konnte sich vorstellen, dass die beiden genau darüber Bescheid wussten, wo sich die Bestie aufhielt.

Minuten vergingen. Suko glaubte nicht daran, dass er allzu lange warten musste, und er hatte sich nicht getäuscht, denn plötzlich hörte er die Stimmen.

Rami und Ray sprachen miteinander. Was sie redeten, bekam Suko nicht mit. Die Stimmen wurden auch leiser, verstummten, und Suko hoffte stark, dass die Knaben nicht mit ihren Motorrädern davonfuhren.

Zu hören jedenfalls war nichts. Das wiederum gab ihm Hoffnung. Dennoch fühlte er sich zu sehr eingesperrt. Er wollte es riskieren und die hintere Tür wieder öffnen, um nachzuschauen, zuckte aber zurück, als er die Stimmen abermals vernahm.

Diesmal lauter, und sie näherten sich auch dem Fahrzeug. Kein Zweifel, sie würden einsteigen.

Suko wartete darauf, dass sie ins Fahrerhaus kletterten. Das hatten sie nicht vor. Sie blieben an der Rückseite stehen, drehten den Griff, um die Tür zu öffnen.

Suko hätte sich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen. Da dies nicht möglich war, musste er sich den Problemen stellen.

Die Ladetür schwang hoch, gab den Blick frei - und Suko glaubte, zu Eis zu werden.

Nicht Rami und Ray stiegen ein, sondern ein zottiges Monstrum. Der Schneemensch!

***

Es hatte eine Weile gedauert, bis Horace F. Sinclair mit dem BMW zurechtkam. Dann, als es klappte, war es für den älteren Herrn eine Freude, den Wagen zu fahren.

Die Sonne war verschwunden. Lange Schatten bedeckten das Land. Am Himmel bildeten die Wolken Figuren, die im Westen einen Rand aus roter Farbe von der untergehende Sonne hatten. Die Menschen aus

Northfield waren nicht unterwegs. Das Land gehörte allein ihm.

Noch einmal wollte sich Horace F. Sinclair nicht von den beiden Künstlern überraschen lassen.

Außerdem fühlte er sich im Wagen sicherer. Er rollte auf die Küste zu und lauschte dabei dem Dröhnen der Brandung, die ihre Geräusche durch die heruntergelassenen Scheiben des Fahrzeugs schickte.

Horace F. Sinclair sah den Platz, an dem er schon einmal gestoppt hatte, im bleichen Licht der Scheinwerfer auftauchen. Er stoppte nicht, sondern fuhr weiter bis zur Mulde.

Als der Motor schwieg, war nur das Rauschen der Brandung zu hören. Ein ferner, aber mächtiger Gesang, der ewig währte und durch nichts gestoppt wurde.

Sinclair ließ einige Minuten verstreichen, bevor er aus dem BMW stieg. Jetzt merkte er den Wind, der böig über das flache Gelände strich.

Sinclair knöpfte die wetterfeste Jacke zu und näherte sich der Mulde mit vorsichtigen Schritten. Er ging wie jemand, der ständig darauf gefasst sein musste, sich umzudrehen und die Flucht zu ergreifen. Deshalb wirkte sein Gang auch so angespannt und unnatürlich.

Am Rand der Schüssel blieb er stehen. Sie sah völlig normal aus, nichts wies darauf hin, dass sie etwas Besonderes war und ein Geheimnis beinhaltete.

Der Wind strich über das dunkle Wintergras und spielte mit den Spitzen. Hoch über ihm hatte sich der Himmel durch ein breites Wolkenband verdunkelt und drückte das Licht der Gestirne zurück.

Die Einsamkeit der Landschaft hatte Horace F. Sinclair voll integriert. Dennoch merkte er, dass etwas in der Luft lag und sich sehr bald etwas ereignen konnte.

Es war nicht mehr als eine Warnung durch den Wind. Irgendwie brachte er eine Botschaft mit, die der Mann jedoch nicht begriff. Das Rauschen und Wehen schien mit Stimmen gefüllt zu sein, die aus einer anderen Welt kamen.

Es musste einfach etwas passieren…

Sinclair blieb am Rand der Mulde stehen, den Kopf gesenkt, den Blick auf die Fläche gerichtet.

Vom langen Starren fingen seine Augen an zu tränen. Einige Male wischte er sie trocken, ohne jedoch viel daran ändern zu können.

So verging die Zeit…

Sinclair blieb nicht auf der Stelle stehen. Er nahm eine Wanderung auf und ging am Rand der Mulde entlang. Es spielte keine Rolle, von welch einer Stelle er hineinschaute. Wichtig war nur, dass er den Platz auch behielt.

Er hätte sich gern seinen Sohn zur Seite gewünscht, aber John war noch nicht wieder aufgetaucht.

Horace F. Sinclair konnte sich auch nicht vorstellen, wohin es den Geisterjäger getrieben hatte. Jedenfalls befand er sich nicht in seiner Nähe. Er hätte sich sonst bemerkbar gemacht.

Plötzlich passierte es. Es fing sehr langsam an, sodass der einsame Beobachter schon genau hinschauen musste, um überhaupt etwas erkennen zu können.

Unter dem Boden entstand eine gläserne Zone. Nicht, dass der Grund schon sehr durchsichtig gewesen wäre, denn ein Teil der Dunkelheit blieb noch, aber ein grünes Licht drang aus der Tiefe nach oben und war dabei, die Schüssel auszufüllen.

Je mehr sich das Licht ausbreitete, umso tiefer gab es den Blick in das Innere der Erde frei.

Ein Bild oder eine Szene zeichnete sich dort nicht ab. Nur die gläserne Tiefe, angefüllt mit grünem Licht, an einigen Stellen heller, an anderen, besonders an den Rändern, dunkler.

Hatte das etwas zu bedeuten?

Horace F. Sinclair wusste genau, dass er an einem sehr wichtigen Punkt stand. Dieser Fall konnte leicht kippen, und ihm war es zudem gelungen, einen Blick in eine andere Welt zu werfen.

Der Name Aibon kam ihm wieder in den Sinn. Sein Sohn wusste darüber besser Bescheid, nur konnte er ihn nicht fragen.

Das Rauschen des Meeres wirkte wie eine ferne Geräuschkulisse, die nicht abbrach. Sie wehte dem einsamen Mann entgegen, und sie schien auch dafür zu sorgen, dass sich innerhalb der Mulde etwas von der Seite her hineinschob und noch nicht genau zu erkennen war.

Ein dunkler, kompakter Klumpen auf einer lautlosen Reise von einer Welt in die andere.

Kein Widerstand hielt den fremden Klumpen auf. Aber er nahm allmählich Formen an, und plötzlich weiteten sich die Augen des Mannes. Aus dem Klumpen war ein Schiff geworden.

Ein alter Zweimaster mit geblähten Segeln, der durch diese geheimnisvolle Welt trieb. Horace F.

Sinclair erinnerte sich an die Berichte seines Sohnes. John hatte von einem Leichenschiff der Druiden gesprochen, und jetzt genau bekam er dieses Schiff zu Gesicht.

Kein Irrtum, es war alles so, wie er es sah. Der Schweiß strömte Sinclair aus den Poren. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Die Aufregung war kaum auszuhalten, und die Furcht drückte seinen Magen immer stärker zusammen. Er war es nicht gewohnt, mit dem Unheimlichen und dem Unbegreiflichen konfrontiert zu werden, das war Johns Sache, doch der war…

Seine Gedanken stockten. Sinclair wollte es nicht glauben, aber es gab daran nichts zu rütteln.

Das Deck des alten Leichenschiffes war nicht leer. Zwei Personen sah

er dort.

Eine Gestalt stand auf dem Bug und schaute in die Ferne. Die hatte Sinclair senior noch nie zuvor gesehen. Sie sah aus wie ein aus Pflanzen geformter Mensch.

Die zweite Person kannte er sehr gut. Sie hielt sich mittschiffs auf und war sein Sohn John…

***

Suko sah die Bestie, die Bestie sah ihn!

Und beide waren von diesem Anblick überrascht, sodass zunächst keiner von ihnen reagierte.

Der Inspektor hatte den Eindruck, als würde der Kopf des Schneemenschen nur noch aus Maul bestehen, denn die Bestie hatte ihre Kiefer weit aufgerissen. Mächtige Zahnreihen schimmerten dort in einem hellen Gelbweiß. Dazwischen hingen die Geiferfäden, und eine dunkle Zunge lag wie ein mächtiges Stück Fleisch im Maul.

Dunkle Augen, eine affenähnliche Nase, frei liegende Ohren. Dieses eisgraue Zottelhaar, das auch an den mächtigen Armen entlanglief und erst dort aufhörte, wo sich die Pranken befanden.

Sie waren mit Krallen versehen, die auf Suko den Eindruck von kleinen Messerspitzen machten.

Rami und Ray hatten ihn wahrscheinlich nicht gesehen. Von ihnen hatte er noch keine Reaktion gehört, aber der Schneemensch schickte ihm ein wütendes Brüllen entgegen, das in seinen Ohren widerhallte. Er musste sie durch dieses Geräusch angelockt haben, denn an ihm vorbei und in den Wagen hinein schaute Ray.

Die beiden Männer sahen sich!

Das war genau der Augenblick, wo sich das weiche Gesicht des Künstlers in eine Fratze verwandelte. Plötzlich zeigte er, dass er Wut, Hass und Zorn empfinden konnte. Es war die Überraschung, die ihn lähmte. Plötzlich sah er seine Pläne gefährdet, und er zog sich so schnell wieder zurück, wie er erschienen war.

Suko hörte noch einen wütenden Schrei, danach schnell gesprochene Worte, doch was Ray zu seinem Freund Rami sagte, das interessierte ihn nicht. Er musste sich um andere Dinge kümmern.

Um die Bestie, denn sie zwängte sich auf die Ladefläche, und es war klar, dass sie Suko zerfleischen wollte…

***

Horace F. Sinclair wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er konnte dieses Phänomen nicht fassen. Das Erscheinen des Schiffes hätte er noch hingenommen, aber nicht mit diesem Gast an Bord, der sein eigener Sohn war.

Wie war es John überhaupt gelungen, das uralte Leichenschiff zu betreten? War er hineingeglitten in diese Mulde, um das alte Schiff zu

finden?
Viele Fragen, keine Antworten, und Sinclair senior blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten.
Das Schiff stieg höher!
Obwohl die Tiefe gläsern wirkte, setzte sie dem Segler keinen Widerstand entgegen. Geheimnisvolle Kräfte schienen es unter Kontrolle zu halten und in die Höhe zu schieben. Es war ein gewaltiges, ein märchenhaftes Spiel, das gleichzeitig eine gewisse Gefahr ausströmte, der sich Sinclair sehr wohl bewusst war. Auch wenn die beiden Personen auf dem Deck des Schiffes nicht gegeneinander kämpften, waren sie bestimmt nicht zu Freunden geworden. Und die Gestalt am Bug war kein Mensch mehr.
Von einem Totengott hatte John gesprochen. Das musste dieser uralte Druide sein, der ein Jahrtausend überlebt hatte.
Es war seltsam, aber Sinclair spürte sehr genau, dass die erste Angst gewichen war. Sie war einer echten Spannung gewichen. Er wollte auch wissen, wie es weiterging, und seine Neugierde war um einiges stärker geworden.
Die Proportionen veränderten sich. An gewissen Teilen des Schiffes schoben sie sich zusammen, dafür rückten andere in die Höhe, wie das sehr breite Deck.
Und die Erde öffnete sich.
Sinclair senior erlebte die Spaltung mit, das Hinausgleiten und Verlassen einer bestimmten Welt und das gleichzeitige Hineingleiten in die normalen Dimensionen.
Ohne das Schiff…
Der alte Segler hatte seine Schuldigkeit getan. Er rutschte praktisch unter den Füßen der beiden so extrem unterschiedlichen Personen weg und wurde von der Tiefe verschluckt.
Sinclair konzentrierte sich auf seinen Sohn und den Druiden. Beide traten zugleich ein in die normale Welt.
Der Druide breitete augenblicklich seine Arme aus. Er drehte sich um, den Wartenden hatte er nicht zur Kenntnis genommen. Er wollte sich John zuwenden.
Und der verließ ebenfalls die Welt, als wäre er keine Gestalt mehr, sondern ein Schatten.
Horace F. Sinclair konnte nicht anders. Er ging zwei kleine Schritte vor, seine Lippen bewegten sich, dann sprach er nur ein Wort seufzend und erleichtert aus.
»John…«

***

Ich hatte seine Stimme gehört, aber ich war noch nicht in der Lage, sie zu verarbeiten. Zu plötzlich war dieser Dimensionswechsel für

mich gekommen.
Dann wieder der leise Ruf. »John…«
Ich schaute nach vorn.
Da stand mein Vater in einer Haltung, als wollte er nach langen Jahren seinen verlorenen Sohn zurückholen. Er hatte die Arme vorgestreckt, sein Gesicht zu einem Lächeln verzogen, aber mit einem gewissen Gefühl von Angst in den Augen, weil er genau wusste, dass wir beide es noch nicht geschafft hatten.
Jetzt lächelte auch ich. »Bitte, Dad, halte dich zurück. Ich werde die Sache erledigen.«
»Ist gut, Junge, ist gut.« Mit sehr kleinen, unsicher wirkenden Schritten wich er zurück, um mir die freie Bahn zu verschaffen, die ich benötigte.
Mein Vater war unwichtig geworden. Ich musste mich um den Totengott kümmern, der wieder zurück in seine alte Welt getreten war. Genau an den Ort, wo er einmal gelebt und gelehrt hatte.
Noch befanden wir uns innerhalb der Mulde. Der Totengott traf auch keine Anstalten, sie zu verlassen. Er ging sie ab, als wollte er noch einmal Eindrücke in sich aufnehmen, die er damals zurückgelassen hatte, als der mächtige Baum gefällt wurde.
Ich hatte mich in den letzten Sekunden allein auf meinen Vater und den Totengott konzentriert. Erst jetzt fiel mir auf, dass der Untergrund seine Durchlässigkeit verloren hatte. Er war wieder zugewachsen. Eine Magie existierte nicht mehr.
Und der alte Druide bewegte sich über das Gras wie über einen Teppich. Es war sein Refugium, er breitete die Arme aus, spreizte die Hände.
Aus dem Etwas, das aussah wie sein Kopf, drangen unverständliche Laute. Er redete in einer alten Sprache, als wäre er dabei, die Natur zu beschwören. Die Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken, er hielt den Blick gesenkt, suchte den Boden ab, murmelte weiter und bewegte seine gummiartigen Finger.
Ich glaubte kaum daran, dass er immer so bleiben würde. Mit seiner Gestalt hätte er die Menschen eher abgeschreckt als zu sich gelockt. Er wollte sie ja haben. Meiner Ansicht nach musste er irgendwann in das Stadium einer Verwandlung eintreten.
Ich trat ihm in den Weg.
Bevor er gegen mich laufen konnte, stoppte er seinen Schritt und hob den Kopf an.
So dicht hatte ich ihm noch nie gegenübergestanden. Er strömte einen Geruch aus, den ich nicht mochte. Eine Mischung aus Moder und verfaulten Pflanzen, umweht vom Hauch der langen Jahrhunderte, der wie ein Tuch durch die Zeiten glitt.
»Deine Zeit ist vorbei, Druide!« sagte ich leise, aber sehr deutlich. »Es

ist nicht mehr so wie früher.«

Er hob den Kopf an. Alles an ihm bestand aus Lianen und Pflanzenstielen. Sie waren ineinander verschlungen, sie bildeten einen Wirrwarr, der kein Licht durchließ und schon als eine kompakte Masse angesehen werden musste.

Aber in Höhe der Augen gab es Löcher!

Sie erinnerten mich an winzige Laternen, gefüllt mit einem gelbgrünen Licht, das zu seiner Erscheinung passte. Für mich war es die magische Energiequelle dieser Gestalt.

Er wollte es nicht wahrhaben. Abermals drang mir seine Flüsterstimme entgegen. »Du irrst dich. Ich habe Freunde, die alles für mich vorbereiteten. Der Schneemensch wird wieder an meiner Seite sein. Das Leichenschiff brauche ich nicht mehr. Es ist im Mahlstrom der Zeiten verschwunden wie auch der Krake. Er wird in den Meeren des Landes Aibon weiterhin existieren, aber ich bin aus Guywanos Reich zurückgekehrt, um die Menschen wieder an mich zu gewöhnen.«

»Nein, das hat keinen Sinn.«

»0 doch, es hat Sinn. Das hier ist mein Refugium. Ich werde es mit seiner alten Magie füllen…«

»Das geht nicht mehr. Die Eiche ist gefällt worden. Die Kraft des Baumes kann nicht mehr auf dich übergehen. Die Zeit der Eichenkundigen war einmal, Druide…«

»Glaubst du das wirklich?«

»Ja, das glaube ich.«

»Kann es nicht sein, dass sich der Baum nur verwandelt hat? Dass er einfach eine andere Gestalt annahm?«

»Tut mir Leid, ich sehe ihn nicht.«

»Doch, die Kraft ist erhalten geblieben. Sie hat sich nur umgebildet. Es stimmt, dass die Eiche zerstört wurde, aber ich habe mich in den Schutz ihrer magischen Äste und Zweige begeben, die mich wie einen Mantel umwickeln. Ich bin nicht nur der Eichenkundige, ich bin selbst die Eiche.«

Mit diesem Geständnis hatte ich nicht gerechnet. Unwillkürlich ging ich zurück. Nicht aus Angst, ich wollte mir nur eine besseren Sichtwinkel verschaffen.

»Du bist…«

»Ich bin der Druide, ich bin die Eiche. Die meisten Zweige sind verdorrt, aber diejenigen, in denen das alte Wissen lebt, haben die Zeiten überstanden und sind dabei, mich zu beschützen. Deshalb konnte ich überleben, deshalb habe ich vertraut, auch meinen beiden Helfern, denen es gelang, die Brücken zwischen den Welten zu schlagen. Sensible Menschen, denen die Natur und deren alte Religionen nicht gleichgültig sind. Sie werden die Ersten sein, die

meine Macht erleben. Ich aber möchte dich fragen, ob du auf meiner Seite stehen willst oder dein altes Leben weiterführen möchtest.«

»Muss ich dir darauf wirklich eine Antwort geben?«

»Ich möchte es hören!«

»Gut. Dann will ich dir sagen, dass ich nicht auf deiner Seite stehe. Ich muss meinen eigenen Weg gehen.«

»Feindschaft also?«

»Nicht unbedingt…«

»Wer nicht zu mir steht, der ist gegen mich. Dieses alte Gesetz gab es schon zu meiner ersten Zeit. Du solltest es dir wirklich merken. Und ich bin gezwungen, danach zu handeln. Wie ich dich kenne, wirst du keine Ruhe geben, und das ist schade. Auch ich kann dich nicht in Ruhe lassen. Ich habe meine Helfer gefunden, ich werde…«

»Nein, du wirst nichts mehr.«

Er wich zurück. Und plötzlich veränderte er sich. Er hatte mir vorhin erzählt, dass er die Kraft des alten Eichenbaumes in sich aufgenommen hatte.

Das bewies er mir. Vor meinen Augen verwandelte er sich in ein monströses Gebilde.

Die Pflanzenarme schlugen auseinander. Was zuvor noch seinen Körper verborgen hatte, gab ihn nun frei.

Ich sah ihn.

Eine Mumie, schwarz, zusammengeschrumpft, aber mit hellen Augen und umgeben von kräftigen Ästen und Zweigen, zwischen denen Lichtblitze zuckten und sie mit einer starken Energie aufluden.

Der Totengott war bereit zum Angriff.

Und er griff auch an!

***

Silberkugel oder Dämonenpeitsche!

Die beiden Alternativen blieben Suko. Sein Stab nutzte ihm nichts. Auch wenn er die Zeit für fünf Sekunden anhielt, gab es für ihn keinen Ausweg. Er konnte nur durch die hintere Tür ins Freie gelangen, und die war von dem mächtigen Körper des Schneemenschen versperrt.

Ein kleiner Vorteil lag noch auf Sukos Seite. Die Bestie konnte sich nicht so bewegen, wie sie es gern getan hätte. Sie klemmte noch fest, musste ihren Körper drehen, um auf die Ladefläche zu gelangen. Deshalb blieb dem Inspektor eine kurze Zeitspanne.

War dieses Wesen ein dämonisches Geschöpf oder einfach nur so etwas wie ein Yeti, der vor langer, langer Zeit mal in den Regionen des jetzigen Schottlands gelebt hatte?

Was immer dieses Wesen auch sein mochte, es war wild darauf, Suko zu vernichten.

Bei Jim Greenwood hatte es ja schon den Anfang gemacht.

Suko zog die Pistole. Der Schneemensch hatte Schwierigkeiten, sich in den Wagen zu zwängen.

Seine Kraft war enorm. Das Blech der Ladefläche bog sich, als wäre es von irgendwelchen Zangen umklammert worden. Die dabei entstehenden Geräusche gingen Suko durch Mark und Bein, und er schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser übergossen.

Der Schneemensch wühlte sich vor.

Er hatte einen seiner langen Arme bereits am Körper vorbei und in das Innere des Fahrzeugs drücken können. Wenn er ihn jetzt ausstreckte, konnte er Suko packen.

Der Inspektor schoss vorher.

Überlaut hallte der Schuss nach. Er hatte auf den Kopf gezielt und die Bestie dicht unter dem Auge erwischt. Dort entstand ein Loch, aus dem gleichzeitig eine breiige Masse spritzte.

Der Schneemensch heulte auf. Seine Pranke zuckte zurück. Die Krallen schleiften noch über den Boden und hinterließen dort helle Spuren. So hätten sie auch die Haut eines Menschen aufgefetzt, aber Suko hatte das nötige Glück.

Der Schädel der Bestie zuckte von einer Seite zur anderen. Gleichzeitig auch in die Höhe, wobei er mit einem dumpfen Dröhnen gegen die Decke der Ladefläche stieß.

Suko blieb eiskalt.

Er feuerte eine zweite Silberkugel ab, und wieder traf er den Kopf des Schneemenschen.

Diesmal an der linken Seite.

Der Brei, die Wunde, alles lief zusammen und ineinander und so aufeinander zu, dass sich beide Wunden zu einer einzigen vereinigten und den Schädel buchstäblich auseinander rissen.

Es blieb nichts mehr zurück. Nur eine dicke, teigige Masse, die als Schleim in die Höhe quoll, Blasen warf und an den Resten des Schädels herabsank, wobei sie im Maul des Schneemenschen verschwand, als wollte sie die Bestie sättigen.

Ihr Vorwärtsdrang war durch die beiden Treffer radikal gestoppt worden. Für die Bestie gab es nur ein Ziel.

Sie musste zurück!

Und sie zog sich zurück. Sie schlug dabei um sich. Ihre Pranken hämmerten und kratzten gegen beide Wände. Aus dem Maul drangen irre klingende Laute, dann verwandelte sich auch der Oberkiefer in Brei, und der gewaltige graue Koloss stürzte rücklings aus dem Wagen und blieb davor liegen.

Suko hielt es keine Sekunde länger aus. Er hatte zudem die Stimmen der beiden Künstler gehört.

Für sie musste eine Welt zusammengebrochen sein. Mit allem hatten sie gerechnet, nur nicht damit, dass es jemand schaffen könnte, den

Schneemenschen zu vernichten.
Sie flohen.
Suko sprang aus dem Wagen. Er landete dabei mit beiden Füßen auf dem zottigen Körper des Ungeheuers, trat hinein und merkte, dass sein Fell allmählich verrottete. Ebenso verhielt es sich mit dem Fleisch, den Muskeln und Sehnen.
Das war nicht mehr zu schaffen. Sie würde ersticken, sie hatte keine Chance mehr.
Suko verfluchte die Dunkelheit, die Rami und Ray einen perfekten Schutz bot.
An ihrer Stelle wäre er auch nicht ins Haus gelaufen, sondern hätte versucht, das Beste aus der Lage zu machen.
Und erhörte ein bekanntes Geräusch.
Hinter dem Haus war das Dröhnen der beiden Motorräder aufgeklungen. Ihre Echos wehten über das Dach hinweg. Leider konnte Suko nicht erkennen, wohin die beiden flohen. Er musste zunächst um das Gebäude herumlaufen und hoffte zugleich, dass sie mit Licht fuhren, denn ohne war es einfach zu riskant.
Dann sah er sie.
Hintereinander jagten sie her, als wollte der eine den anderen einholen. Suko hätte schon Siebenmeilenstiefel haben müssen, um die beiden einzuholen.
Da er nur seine normalen Schuhe trug, blieb ihm nichts anderes übrig, als es mit dem VW-Transporter zu versuchen.
Das Glück stand heute auf seiner Seite, denn er hatte beim Hineinschauen in das Fahrerhaus gesehen, dass der Zündschlüssel steckte. Suko betete, dass es der Motor tat. Und er sprang sofort an.
»Deutsche Wertarbeit!«, flüsterte Suko. Dabei dachte er auch an seinen BMW. »Darauf kann man sich eben verlassen.«
Gang rein und Gas!
Er hatte sich die Richtung gemerkt, in der die beiden verschwunden waren. Ein Licht in der Dunkelheit war hier in der Ebene meilenweit zu sehen.
Erst recht Scheinwerfer…
Er sah sie weit vor sich. Fast schon am Horizont, uneinholbar, aber noch zu sehen. Jedenfalls gelang es ihm, das Ziel dieser Flüchtlinge einigermaßen zu orten.
Sie fuhren auf die Klippen zu. Zufall war dies bestimmt nicht, und Suko konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie unbedingt fliehen wollten, dann nämlich wären sie in eine andere Richtung gefahren, da an der Küste der Weg zu Ende war.
Lag dort ihr Ziel?
Er gab Gas.
Leider stand ihm keine zweirädrige Maschine zur Verfügung, mit der

er durch das Gelände hätte jagen können. Er musste sich schon an die normalen Wege oder Straßen halten, wenn er nicht riskieren wollte, dass der Wagen unter ihm zusammenbrach.

So verlor Suko wertvolle Sekunden, und der Lichtschein der beiden Motorräder nahm immer mehr ab. Bis er nur als ein schwaches Tuch über dem Land hing.

Das wollte Suko nicht hinnehmen. Als er zufällig einen schmalen Feldweg entdeckte, der von der Straße abzweigte und in Richtung Klippen führte, riss er das Lenkrad nach links und jagte in den Weg hinein. Er war feucht, an einigen Stellen auch matschig oder mit wassergefüllten Schlaglöchern bedeckt, aber der VW tat seine Pflicht. Auch wenn er hin und wieder schlingerte, er schaffte die Strecke, und nicht nur das, denn Suko sah den Lichtschein der beiden flüchtenden Motorräder wieder.

Sie rasten noch immer in Richtung Küste.

»Wenn ihr keine Selbstmörder seid, dann kriege ich euch!«, keuchte der Inspektor und gab noch mehr Gas…

***

Ich musste mich auf den Druiden konzentrieren, auf andere Geräusche konnte ich nicht achten, obwohl ich im Unterbewusstsein das ungewöhnliche Dröhnen wahrnahm, das sich aus der Ferne näherte.

Der Druide hatte seine Gestalt verändert. Er war breit geworden und bestand aus einem gefährlichbeweglichen Astwerk, das mich umschlingen und zerquetschen konnte.

Das wusste auch mein Vater, der den Kampf vom Rand der Mulde her beobachtete und mich warnte.

Ich zerrte meine Beretta hervor.

Der erste Schuss jagte in das Wirrwarr.

Diesmal blitzte ein noch stärkeres Licht auf, das sich wie ein Spinnennetz verteilte und als heller Schein über die zentrale Gestalt hinwegglitt.

Für einen Moment sah ich die Mumie überdeutlich. Sogar verzerrte Gesichtszüge waren zu erkennen, dann aber klappte das mich an Flügel erinnernde Geäst zusammen, ohne mich zu erwischen, denn ich hatte mich blitzschnell zur Seite bewegt.

Das Etwas aus Körper und Baumresten verlor die Übersicht. Wieder strahlte es in seinem Geäst auf.

Grünes Licht wanderte wie Feuerzungen. Ich musste nahe genug herankommen, um das Kreuz einsetzen zu können.

Zuerst schoss ich.

Diesmal blieb die Kugel im Körper der Mumie stecken. Ich hatte es genau verfolgen können, weil abermals das helle Licht aufflackerte

und den Körper für eine winzige Zeitspanne nachzeichnete.

Ein ungewöhnlicher Laut drang mir entgegen. Fast ein Schrei, dazwischen das leichte Brechen, als wären erste Äste abgeknickt worden. Das geweihte Silber schien seine Wirkung nicht verfehlt zu haben. Jedenfalls hatte es das Wesen geschwächt.

Ich setzte alles auf eine Karte.

Solange es mich nicht angriff, war es mit sich selbst beschäftigt, drehte sich um seine eigene Achse, was mir natürlich entgegenkam.

Ich war mit zwei Sprüngen da und auch mein Kreuz.

Diesmal sprach ich die Formel, während ich selbst in das magische Geäst hineinfiel.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Ich wollte, nein, ich musste das verfluchte Unheil wieder in die Erde zurückstampfen.

Und ich schaffte es!

***

Der Boden unter mir gab nach. Ein Irrtum, es war nur das weiche Geäst, das versuchte, meine Beine und Füße zu umklammern, damit es mich in das tödliche Zentrum hineinzerren konnte.

Aber mein Kreuz war zu stark.

Das Licht gleißte zwischen den Astarmen des Wesens auf. Es blendete mich und erschuf eine wahre Leinwand aus funkelndem Licht. Er zerstörte das Böse, das für einen Moment noch einmal wie gezeichnet um mich herumstand.

Die Mumie, so schwarz, so widerlich verbrannt und stinkend. Die Äste, die zusammenfielen wie verkohlte Schnüre. Ein Gesicht, in dem der Schrecken stand.

Es war das echte Gesicht des alten Druiden, das jenseits des schwarzen Körpers verborgen lag.

Alles ging so schnell, dass ich mir die Züge nicht einprägen konnte. Es brauchte auch nicht zu sein, denn um mich herum explodierte das Wesen aus der anderen Welt.

Inmitten einer lautlosen Lichtdetonation wurde es zerrissen. Für einen Moment vibrierte der Boden noch nach, als wäre es von gewaltigen Schläge zerschmettert worden.

Dann war auch das vorbei.

Keine Magie mehr, kein Tor mehr zu Aibon, dafür die harten Geräusche zweier Motoren und eine blendende Scheinwerferfülle.

»John, da sind sie!« brüllte mein Vater.

***

Ich fragte nicht, wer da gekommen war, denn ich musste so schnell wie möglich weg, weil ich innerhalb des Scheinwerferscheins wie auf dem Präsentierteller stand. Da konnten sie mich abknallen wie einen

Hasen. Ob die anderen genau mitbekommen hatten, was geschehen war, wusste ich auch nicht, jedenfalls stieß ich mich ab, landete auf dem weichen Grasboden, rollte über die Schulter weiter, kam hoch und rannte geduckt und im Zickzack davon, wobei mir wieder der Vergleich mit dem Hasen durch den Kopf schoss.

Zum Glück schafften es die Scheinwerfer nicht, die gesamte Mulde auszuleuchten. Es gab noch genügend dunkle Stellen, wo ich mich verstecken konnte.

Sie blieben nicht an einer Stelle stehen, sondern bewegten ihre Maschinen.

Das Röhren der Motoren erfüllte meine Ohren. Ich dachte auch an meinen wehrlosen Vater, dann jagte ich aus der Mulde, genau in dem Augenblick, als mich der volle Lichtstrahl erwischte. Es war Zufall, mehr nicht, aber ich wurde geblendet.

Bevor ich mich verteidigen konnte, röhrte die Maschine heran. Sie war wie ein Ungeheuer, wuchs sogar vor mir hoch, als der Fahrer zu viel Gas gab und auf einem Rad weiterjagte.

Ich flog zur Seite.

Mein Glück, dass ich weit genug entfernt gelandet war, sonst hätte mich der Feuerstuhl erwischt. Er raste dicht an mir vorbei. Ich drehte mich in seine Richtung und bekam mit, wie der Fahrer einen Halbbogen fuhr, dabei mit einer Hand winkte und seinem Kumpan auf dem zweiten Motorrad ein Zeichen gab.

Der drehte seinen Feuerstuhl herum. Der Lichtstrahl zuckte über den abgestellten BMW hinweg, dann gab der Kerl Gas.

Alles wirkte wie abgesprochen. Ich hatte keine Chance mehr, an die Männer heranzukommen. Auch wenn der BMW in der Nähe stand, der Vorsprung war einfach zu groß. Außerdem kannten sich die Fahrer in dieser Gegend aus.

Als ich mich hochrappelte, kam mein Vater und half mir auf die Füße. »Mann, dass ich dir noch mal helfen muss, Junge…«

Ich grinste. »Sei doch froh.«

»Klar, bin ich.« Er schaute in die Fluchtrichtung der beiden Männer. »Nur Rami und Ray sind entwischt - leider.« Mein alter Herr grinste. Als ich nach Suko fragte, verbreiterte sich sein Grinsen noch. »Ich schätze, dass er da hinten herumfährt.«

Zwei helle Scheinwerfer waren zu sehen, die ihr bläulichweißes Fernlicht über die Ebene schleuderten.

Ich ging dem Wagen entgegen, der an Tempo verlor, als ich den Lichtteppich betrat.

Dann stieg jemand aus. Ich hörte Suko schon schimpfen, bevor wir uns begrüßten.

»Hast du sie, John?«

»Nein, sie sind entwischt.«

»Mist auch.« Suko trat mit dem rechten Fuß auf. »Jedenfalls habe ich die Bestie gekriegt.«

»Den Schneemenschen?«

»In der Tat.«

»Und ich den Druiden.«

Mein Freund überlegte. Dann meinte er: »Eigentlich könnten wir mit unserem Erfolg doch zufrieden sein.«

»Im Prinzip hast du Recht.«

Wir trafen meinen alten Herrn am Rand der Mulde. Kopfschüttelnd schaute er hinein, drehte sich um und sagte: »Ich kann immer noch nicht begreifen, was sich hier abgespielt hat.«

»Magie, Dad, reine Magie.«

»Und die beiden Künstler, John?«

Suko machte sich dafür stark, zum Haus der Männer zu fahren. Wir waren auch sehr schnell dort, ich hatte den VW-Transporter gefahren, aber wir fanden es leer.

Nur die Reste des Schneemenschen entdeckten wir. Zottiges Fell, ein paar Knochen, umgeben von einer stinkenden Lache.

Wir warteten bis zur Morgendämmerung und wachten abwechselnd, ohne dass die beiden zurückgekehrt wären. Bei der Abfahrt meinte mein Vater: »Ihr könnt mich ja für einen alten Trottel halten, aber ich bin der Ansicht, dass ihr von ihnen noch hören werdet. Die sind nur angeschlagen, aber nicht vernichtet…«

Ob mein alter Herr damit Recht behielt, das würde die Zukunft erweisen…

ENDE